

Dokumentation der Tagung

Jahrestage

– und wie sie begangen werden...
Zeitgeschichte in der Erwachsenenbildung

St. Pölten, Bildungshaus St. Hippolyt
Freitag, 26. November 2004



ö | IEB |
Österreichisches Institut für Erwachsenenbildung
www.oieb.at


Bildungshaus St. Hippolyt

in Kooperation mit

UNIVERSITÄT  WIEN
Fachbereichsbibliothek für Zeitgeschichte

Gefördert durch


österreichische gesellschaft für
politische bildung

INHALT

Programm der Tagung.....	3
Klaus Thien: Zur Einleitung.....	4
Gustav Spann: Zur Geschichte des österreichischen Nationalfeiertages.....	6
Peter Malina: Erlebte, erinnerte und gefeierte Geschichte: Überlegungen zur Wechselwirkung von offizieller Geschichtsschreibung und persönlichem Erinnern ...	15
Gert Dressel: Biografie(n) und Zeitgeschichtliche(n).....	23
Liste der TeilnehmerInnen.....	32

60 Jahre Kriegsende, 50 Jahre Staatsvertrag, 10 Jahre EU-Mitgliedschaft: Im Jahr 2005 werden zahlreiche Jubiläen begangen. Nicht immer entsprechen die Erinnerungen der ZeitzeugInnen dem, was offiziell zelebriert wird:

Die Tagung reflektiert das spannungsvolle Verhältnis von öffentlicher Gedenkkultur und persönlichem Erinnern. Darüber hinaus werden detailliert Möglichkeiten der Bearbeitung von Zeitgeschichte in der Erwachsenenbildung - im regionalen und lokalen Zusammenhang - dargestellt und diskutiert.

Programm

9.45 Eröffnung

GEDENKEN ODER ERINNERN ?

10.00 **Gustav Spann,**
Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien
Nationales Feiern in Österreich seit 1945

10.45 Pause

11.00 **Peter Malina,**
Fachbereichsbibliothek für Zeitgeschichte an der Universität Wien
Erlebte und erinnerte Geschichte. Zur Wechselwirkung von offizieller Geschichtsschreibung und persönlichem Erinnern.

12.00 Mittagspause

METHODEN ZUR VERMITTLUNG VON ZEITGESCHICHTE IN DER ERWACHSENENBILDUNG

13.00 **Gert Dressel,**
Fakultät für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (IFF), Abteilung Kultur- und Wissenschaftsanalyse
Oral History

13.30 **Susanne Breuss,**
Wien Museum
Dokumentationen und Ausstellungen

14.00 Diskussion

14.15 Kaffeepause

14.45 **Arbeitsgruppen zu den Bereichen
Oral History / Dokumentationen / Ausstellungen**
In den Arbeitsgruppen besteht die Möglichkeit eigene Projektideen und deren Umsetzung zu erörtern. Leitung durch die ReferentInnen.

16.00 Ende

**Freitag, 26. November 2004, 9.45 bis ca. 16.00 Uhr, Bildungshaus St. Hippolyt, St. Pölten
Leitung & Moderation: Klaus Thien, Österr. Institut für Erwachsenenbildung**

Klaus Thien Zur Einleitung

Die Formen, wie der österreichische Nationalfeiertag begangen wurde, sind ein Stück weit ein Spiegel der Alltagskultur und der Konventionen. Zu Beginn (seit 1955) ist er als „Tag der Fahne“ kaum begangen worden. Erst langsam etablierten sich offiziöse Veranstaltungen in klassischer, starrer Form mit Politiker-Ansprachen und Schulfeiern. In den 70er Jahren wurde daraus ein „Volkswandertag“. Heute hat es den Anschein, als wäre das nationale Feiern privatisiert und individualisiert. Der Nationalfeiertag wird in erster Linie als arbeitsfreier Tag geschätzt.

Das „Gedankenjahr“ und die zahlreichen Veranstaltungen, in denen österreichische Zeitgeschichte behandelt wird, sind ein guter Anlass um das spannungsvolle Verhältnis von öffentlicher Gedenkkultur und persönlichem Erinnern zu reflektieren.

Das Zelebrieren von Geschichte hat ja maßgeblich mit der Identität derjenigen zu tun, die gedenken: Jede Gedenkfeier stellt bestimmte Ereignisse in ihr Zentrum, legt fest, was über diese Ereignisse erzählt wird und was weggelassen wird, macht aus ihnen Mythen. Vor allem wird der Weg gefeiert, auf dem man als Nation, Volk, Gruppe etc. zu dem geworden ist, als das man sich heute sieht. Man bekräftigt letztendlich nichts anderes als die gewachsene eigene Identität. Geschichte wird Legitimation.

Der interessengeleiteten Form des Gedenkens kann man individuelle aber auch kollektive Fragmente der Erinnerung entgegenstellen. Wie habe ich persönlich ein bestimmtes Ereignis erlebt? Was habe ich an dem Tag gemacht, als der Staatsvertrag unterzeichnet wurde? Welche Dinge waren mir wichtig, welche nicht? Es zeigt sich immer wieder, dass es bemerkenswerte Diskrepanzen zwischen den Inhalten des offiziellen Gedenkens und denen subjektiver Erinnerung gibt. Über die Rekonstruktion der Erinnerungen kann Geschichte neu geschrieben werden: Etwa als Geschichte regionaler oder lokaler Besonderheiten oder spezifischer Gruppen.

Ein Anspruch an das Jubiläumsjahr wäre, nicht in Selbstgefälligkeit zu versinken, sondern einen reflexiven Anspruch, eine Distanz zu sich selbst, zur eigenen Nation und zu ihren Mythen zu popularisieren. Sozusagen kritisch die Frage aufzuwerfen, wer wir eigentlich sind. Popularisieren sage ich, weil die entsprechenden Diskurse im intellektuellen und künstlerischen Bereich schon seit Jahrzehnten geführt werden. Es geht eher darum, die breite Bevölkerung anzusprechen. Darin liegt eine Aufgabe der Erwachsenenbildung und der einzelnen Projekte, Aktionen, Ausstellungen, die geplant sind.

Das Österreichische Institut für Erwachsenenbildung steht als Bildungsforschungs-Institution mehr als 5000 Bildungseinrichtungen aus dem Bereich der Volksbildungswerke und der katholischen Erwachsenenbildung zur Seite. Die allermeisten davon werden ehrenamtlich betreut. Wir nehmen das Gedankenjahr zum Anlass, auf lokalen und regionalen Ebenen Erinnerungsarbeit im genannten Sinn zu fördern und methodisch zu unterstützen. Gesprächskreise, Interviewprojekte, Dokumentationen, Ausstellungen etc. Es ist mittlerweile schon auf breiter Basis der Wunsch da, sich mit der jüngeren Vergangenheit persönlich auseinanderzusetzen. Wobei es zeitlich nicht auf die Kriegs- oder Nachkriegszeit eingeschränkt bleiben

soll. Auch die Zeit danach war voller Umbrüche. Im besonderen geht es mit diesen Projekten auch darum, der Alltags- und der Sozialgeschichte ihren Platz neben der politischen Geschichte zu verschaffen.

In diesem Sinne wollen wir mit dieser Veranstaltung für hauptamtliche und ehrenamtliche MitarbeiterInnen in der Erwachsenenbildung einerseits Diskussionsraum zu den zeitgeschichtlichen Jubiläen bieten, andererseits methodische und inhaltliche Unterstützung zur Umsetzung eigener Projekte in den Regionen geben.

Die Tagung versteht sich als Auftakt, dem methodisch vertiefende Workshops folgen werden.

Ich danke der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung für Ihre finanzielle Unterstützung, mit der diese Tagung ermöglicht wurde. Danken möchte ich weiters den Kooperationspartnern Bildungshaus St. Hippolyt in St. Pölten und der Fachbibliothek am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien für die gute Zusammenarbeit.

Gustav Spann

Zur Geschichte des österreichischen Nationalfeiertages

Staatliche Jubiläen und Feiertage sind darauf angelegt, das Bekenntnis zum Staat zu festigen, und sie beanspruchen, Ausdruck eines gemeinsamen Selbstverständnisses zu sein. Allgemein beziehen sich Staats- bzw. Nationalfeiertage¹ auf ein Datum, das sich auf die Staatsgründung oder die Erlangung staatlicher Unabhängigkeit bezieht, jedenfalls auf ein das kollektive Selbstwertgefühl positiv bestimmendes historisches Ereignis.²

Für Österreich ist die Bezugnahme auf Ereignisse der jüngsten Vergangenheit besonders schwierig, war doch die demokratische Republik in Österreich "keine Frucht des zähen Kampfes der Bevölkerung, sie war 1918 wie 1945 ein Resultat weltpolitischer Konstellationen, an denen die österreichische Bevölkerung nur einen bedingten Anteil hatte".³ Dementsprechend schlug und schlägt sich diese österreichische Geschichte mit ihren Brüchen und Widersprüchen auf die Akzeptanz der Staats- bzw. Nationalfeiertage nieder.

1919–1934: Staatsfeiertag: 12. November

Der Staatsfeiertag der Ersten Republik Österreich in der Zeit von 1919 bis 1934 war der 12. November. Am 25. April 1919 beschloß die Konstituierende Nationalversammlung für Deutschösterreich:

"1. Zum immerwährenden Gedenken an die Ausrufung des Freistaates Deutschösterreich wird der 12. November eines jeden Jahres als allgemeiner Ruhe- und Festtag erklärt. 2. Gleichzeitig wird auch der 1. Mai eines jeden Jahres zum allgemeinen Ruhe- und Festtag erklärt."⁴

Zur Begründung für die Wahl des 12. November heißt es in den Beilagen zu den Protokollen der "Konstituierenden Nationalversammlung für Deutschösterreich":

"Nach dem Vorbilde anderer Freistaaten (Frankreich, Nordamerikanische Union) soll auch unsere Republik ihren Staatsfeiertag im 12. November als ihrer legitimen Geburtsstunde besitzen. Gerade ein demokratisches Staatswesen braucht einen derartigen Festtag in Gestalt eines Arbeitsruhetages, zumal da gerade in der Demokratie die Zusammengehörigkeit von Bürger und Staat ganz besonders zum Ausdruck gelangt."⁵

Die Beschlußfassung erfolgte ohne vorhergehende Debatte. Die Berichterstatterin in der konstituierenden Nationalversammlung zu diesem Gesetz, die sozialdemokratische Abgeordnete Adelheid Popp, betonte, nach dem nunmehrigen Wegfall der monarchischen Feiertage könne es "gewiß nichts Würdigeres geben, als den Tag, an dem die Republik Deutschösterreich proklamiert wurde, den 12. November zum Staatsfeiertage zu erheben".⁶ Ihre Bemerkung, daß "vielleicht doch der eine oder andere unter der Bürgerschaft, der Bewohnerschaft Deutschösterreichs nicht mit freudigem Herzen bei der Proklamierung mittun wird", und daß auch die früheren Feiertage "niemals die ganze ideelle Zustimmung der ganzen Bevölkerung gefunden haben",⁷ weist darauf hin, daß nicht mit der Akzeptanz aller Bevölkerungsschichten zu rechnen war.

Tatsächlich ist für die Erste Republik Österreich kein gemeinsames, von allen getragenes Staatsbewußtsein festzustellen, und entsprechend gering war auch die identitätsstiftende Wirkung dieses Feiertages. Der erste Staatsfeiertag der Republik Österreich konnte sich auch nicht auf ein Ereignis beziehen, das seine Bürger mit ungeteilter Freude und Zustimmung erfüllte. Breiten Bevölkerungsschichten fiel die Identifikation mit dem neuen Staatswesen schwer. Viele verbanden seine Gründung mit dem Zusammenbruch der alten Ordnung und der totalen militärischen Niederlage und erlebten die Staatsgründung als massiv von außen bestimmt, mußte doch die provisorische Nationalversammlung Beschlüsse der alliierten Siegermächte – wie etwa das Anschlußverbot – vollziehen. Nicht zufällig hatte die Erste Republik Österreich einen "Staatsfeiertag" und keinen "Nationalfeiertag", fühlten sich doch große Teile der Bevölkerung als Angehörige der deutschen Nation und befürworteten einen Anschluß an das Deutsche Reich. Die Schwierigkeit, sich mit der neuen kleinstaatlichen Existenz abzufinden, ist auch darin zu erkennen, daß man Österreich jede wirtschaftliche Überlebensfähigkeit von vorneherein absprach, und ausschließlich im Anschluß an das Deutsche Reich, also in der Aufgabe nationaler und staatlicher Selbständigkeit, die Lösung aller Probleme sah, die außerdem noch einen Ersatz für das verlorene Großmachtdenken bot.

Überdies bedeuteten für breite bürgerliche Schichten Republik und Demokratie etwas, das sie nicht als "eigene Sache" sondern primär als Anliegen der Arbeiterbewegung empfanden, welche tatsächlich in der Gründungsphase der Ersten Republik eine bestimmende Rolle innegehabt hatte.⁸ Der unüberbrückbare Konflikt zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum, das zentrale Spannungsfeld der Ersten Republik, prägte dementsprechend auch die Einstellung zu diesem Staatsfeiertag, den viele ebenso wie den 1. Mai als von der Sozialdemokratie gewünschten, "roten" Feiertag ansahen, mit dem sie sich nicht identifizieren wollten und dem auch weitgehend die Anerkennung und Teilnahme verweigert wurde. Als dieser Konflikt im Februar 1934 mit der totalen Niederlage der Arbeiterbewegung, der Zerstörung der parlamentarischen Demokratie und der Errichtung der Diktatur des "Ständestaates" endete, wurde der 12. November als Staatsfeiertag konsequenterweise abgeschafft.

1934–1938: Staatsfeiertag: 1. Mai

Am 1. Mai 1934 wurde die "Verfassung 1934" feierlich proklamiert. Bereits mit Verordnung vom 27. April 1934 hatte die Bundesregierung festgesetzt:

"Zum dauernden Gedenken an die Proklamation der Verfassung 1934 wird der 1. Mai eines jeden Jahres als allgemeiner Ruhe- und Festtag erklärt. Für diesen Tag haben die Bestimmungen über die Sonn- und Feiertage zu gelten."⁹

Während die nunmehr nach der Zerschlagung der Sozialdemokratie im Ausland hergestellte, illegal erscheinende Arbeiter-Zeitung zum 1. Mai bitter feststellte: "Sie sind die Sieger. Und wir sind besiegt. Sie haben uns alles geraubt. Wir sind ohnmächtig, rechtlos, geächtet",¹⁰ erklärte Engelbert Dollfuß im Rahmen einer Feier anlässlich der Proklamation der neuen Verfassung des "Ständestaates" im Wiener Stadion den neuen Inhalt des alten Feiertages:

"Wir haben den 1. Mai hiezu gewählt, absichtlich gewählt, weil der 1. Mai der Träger der Symbole der erwachenden und erwachten Natur, auch gleichzeitig der Tag der Jugend ist, als Tag der Arbeit gilt und den Beginn des der Mutter Gottes geweihten Monats kündigt. Der

neue Staatsfeiertag am 1. Mai, der zum Kampftag proletarischer Klasseninteressen erniedrigt worden ist, soll wieder Tag der Arbeit, der Tag aller Arbeiter werden, dem die Wertung der Arbeit aller arbeitenden Menschen, ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, das Gefühl des Aufeinanderverwiesenseins, das Gefühl des Einanderverpflichtetseins Inhalt und Form gibt ... Der 1. Mai, der Tag der edelsten und reinsten Mutter, soll schließlich auch allen Müttern gewidmet sein, der Tag der Mutter werden ... In diesem Jahre ist aber der 1. Mai auch der erste Tag der neuen Verfassung Österreichs, der Tag, an dem das neue Österreich vor aller Welt in Erscheinung tritt.”¹¹

Der neue Staatsfeiertag, der sich nunmehr auf die Verfassung des “Ständestaates” bezog, wurde maßgeblich von der allein zugelassenen Partei, der “Vaterländischen Front” getragen und gestaltet.¹² Diese offensichtliche Umfunktionierung des von der Arbeiterbewegung in vielen Ländern der Welt durchgesetzten Feiertages¹³ stieß auf Ablehnung seitens der in die Illegalität gedrängten Arbeiterschaft. Der nunmehr mit regimekonformen Inhalten zum Staatsfeiertag erklärte 1. Mai wurde daher auch häufig zu illegalen Gegendemonstrationen und Propagandaaktionen benutzt.¹⁴

1938–1945

Während der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich galt der 1. Mai als “Nationaler Feiertag des Deutschen Volkes”, der, wieder einmal mit anderem Inhalt, als “Feiertag der nationalen Arbeit”¹⁵ mit großem Propagandaaufwand gefeiert wurde. Weitere nationale Feiertage in dieser Zeit waren der “Heldengedenktag” (16. März), “Erntedanktag” (erster Sonntag nach Michaelis), sowie der “Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung” (9. November)¹⁶.

Vom “Tag der Fahne” zum österreichischen Nationalfeiertag

Das Jahr 1945 brachte die Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft. Doch sie war nicht selbst erkämpft, sondern letztlich durch die alliierten Truppen gebracht worden. Was die Gegner des Nationalsozialismus als Befreiung erlebten, war für dessen Anhänger eine Niederlage. Leid und Zerstörungen durch den Krieg sowie die Besatzung durch die alliierten Truppen wurden von vielen nicht als Folge und Konsequenz nationalsozialistischer Politik wahrgenommen, sondern in Identifikation mit den Feindbildern der nationalsozialistischen Propaganda den Alliierten angelastet. Dies führte dazu, daß in dieser Zeit kaum jemand daran dachte, die Befreiung Österreichs und die Wiederherstellung seiner staatlichen Existenz zum Anlaß eines staatlichen Feiertages zu nehmen, war dieses Datum doch offenbar eher mit bitteren Gefühlen der Niederlage als mit solchen der Befreiung verbunden. So hatte Österreich zwischen 1945 und 1955 keinen offiziellen Staatsfeiertag. Erst die Ereignisse des Jahres 1955, die Unterzeichnung des Staatsvertrages und die Wiederherstellung der vollen Souveränität lösten ein Bedürfnis nach offizieller Feier aus, wurden doch diese Ereignisse wesentlich mehr mit Gefühlen der Befreiung verbunden als jene des Jahres 1945. Auf Initiative des Bundesministers für Unterricht Heinrich Drimmel sollte der Tag der Erlangung der vollständigen Unabhängigkeit Österreichs in den Schulen entsprechend feierlich begangen werden. Im Hinblick auf den bevorstehenden Abzug der Alliierten – gemäß der vorgese-

henen 90tägigen Räumungsfrist – wurde dafür der 25. Oktober festgelegt und es ging folgender Erlaß an die Schulen:

“Österreichischer Unabhängigkeitstag, Maßnahmen in den Schulen – An dem Tag, da der letzte fremde Soldat den Boden Österreichs verläßt, wird die Jugend einen großen Augenblick der Geschichte unseres Vaterlandes erleben. Jeder Lehrer wird sich verpflichtet fühlen, dafür zu sorgen, daß der Sinn dieses Ereignisses von der Jugend tief und unverlierbar erfaßt wird ... am 25. Oktober findet in jeder Schule Österreichs eine feierliche Hissung der Flagge der Republik statt.”¹⁷

Dieser “österreichische Unabhängigkeitstag” auch “Tag der Flagge” oder “Flaggentag” benannt, über seine genaue Bezeichnung bestand anfangs noch keine Übereinstimmung, wurde erstmals am 25. Oktober 1955 in ganz Österreich gefeiert.¹⁸ Erst im Jahr darauf beschloß der Ministerrat auf Antrag des Bundesministers für Unterricht Heinrich Drimmel am 11. September 1956, alljährlich den “Tag der österreichischen Fahne”, und zwar am 26. Oktober, zu begehen.¹⁹ In seiner Begründung führte Drimmel aus:

“Wie sich bei der Feier des Tages der Flagge im Herbst 1955 zeigte, erscheint es zweckmäßig, durch eine alljährlich zu begehende Nationalfeier – ohne einen neuen Staatsfeiertag schaffen zu wollen – in der Schuljugend ebenso wie in allen übrigen Kreisen der österreichischen Bevölkerung das Bekenntnis zu den österreichischen Farben immer stärker zu verwurzeln und die Bedeutung des Wiedererstehens Österreichs als selbständigen neutralen Staat immer mehr bewußt zu machen. Als der Tag der österreichischen Fahne wurde der 26. Oktober vorgeschlagen. Es ist dies der Tag der Neutralitätserklärung Österreichs, der ersten Dokumentation eines selbständigen politischen Wollens Österreichs in voller Freiheit, zwei Tage nach dem Jahrestag der Vereinten Nationen.”²⁰

Bereits 1956 wurde also nicht mehr der Abzug der alliierten Soldaten, sondern der Beschluß der immerwährenden Neutralität als Anlaß dieses Festtages angegeben, was sich jedoch nur langsam im Bewußtsein der Bevölkerung durchsetzen sollte. In den folgenden Jahren wurde in Festakten und Feierstunden an den Schulen die Jugend an die mühevollte Aufbauarbeit nach dem Krieg erinnert und in immer wiederkehrenden Appellen zum Bekenntnis zu Österreich aufgefordert. In den anlässlich dieser Feiern vom Bundesministerium für Unterricht herausgegebenen Broschüren²¹ zur Unterstützung dieser Feiern wurde ein Geschichtsbild vermittelt, welches der frühere Leiter der Abteilung für Politische Bildung im Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport bis Ende 1988, Sektionschef i.R. Leopold Rettinger, folgendermaßen charakterisiert: “Die Geschichte der Republik Österreich wurde im wesentlichen begriffen als eine Abfolge von Leidensstationen, das erneuerte, freie Österreich als Frucht der Opfer, die gebracht worden waren – nicht zuletzt im Widerstand gegen das Hitler-Regime ...”²² Diese Feiern waren aber nur auf die Schulen konzentriert, sodaß sich breitere Bevölkerungsschichten kaum davon angesprochen fühlten, noch dazu, wo doch dieser Feiertag weder arbeits- noch schulfrei war.²³

Dieser wenig befriedigende Zustand war bereits 1961 von Unterrichtsminister Drimmel angesprochen worden, der anlässlich des “Tages der Fahne” darauf hingewiesen hatte, daß Österreich das einzige Land Europas sei, das keinen Nationalfeiertag habe.²⁴ Antisemitische Provokationen und massive Versuche seitens rechtsextremer Organisationen, die österreichische Nation in Frage zu stellen, sowie diesbezügliche Äußerungen in den Vorlesungen von

Taras Borodajkewycz an der Hochschule für Welthandel in Wien in den Jahren 1964/65, die zu Auseinandersetzungen führten, welche sogar ein Todesopfer, Ernst Kirchweger, fordern sollten²⁵, machten deutlich, daß die bisherige Begehung des "Tages der Fahne" nicht mehr genügte. Gestützt durch ein sich deutlich verfestigendes nationales Selbstverständnis der Österreicher und Österreicherinnen²⁶, gingen Regierung und Parlament 1965 daran, an die Stelle des wenig ins Bewußtsein der österreichischen Bevölkerung eingedrungenen "Tages der österreichischen Fahne" ausdrücklich einen österreichischen "Nationalfeiertag" – nicht nur "Staatsfeiertag" – zu setzen. Angeregt durch die Aktivitäten des 1965 gegründeten "Österreichischen Nationalinstitutes" (ÖNI),²⁷ hatten vor allem die Abgeordneten Hurdes (ÖVP) und Neugebauer (SPÖ) in ihren Parteien Initiativen für die Schaffung eines österreichischen Nationalfeiertages gesetzt.²⁸

Dem Beschluß im Nationalrat ging eine sehr offen geführte Diskussion über das mögliche Datum und den inhaltlichen Bezug eines solchen Nationalfeiertages voraus,²⁹ in der alle Brüche, Gegensätze und Widersprüche der wechselvollen Geschichte der Republik angesprochen wurden. Aufgrund der unterschiedlichen politischen Positionen der Parteien wurden von ihnen jeweils verschiedene Tage als "geeignet" angesehen: "So wurde der 15. Mai (Unterzeichnung des Staatsvertrages), der 12. November (Gründung der Ersten Republik), der 27. April (Unabhängigkeitsproklamation) und der 26. Oktober (Beschluß des Bundesverfassungsgesetzes über die österreichische Neutralität, nachdem der letzte alliierte Soldat am 25. Oktober Österreich verlassen hatte) erwogen."³⁰

Die breiteste Zustimmung fand schließlich der 26. Oktober. Vom 12. November, der ebenfalls lange in Diskussion gewesen war, wurde schließlich Abstand genommen. Bruno Kreisky hat später die Tatsache, daß am 12. November 1918 zwar die Republik ausgerufen worden war, gleichzeitig aber "Deutschösterreich" als Teil des Deutschen Reiches erklärt worden war, als "Tag der Selbstaufgabe Österreichs"³¹ bezeichnet und dies als Grund angegeben, warum dieses historische Datum 1965 nicht zum Nationalfeiertag erklärt werden konnte. Die FPÖ hingegen wäre laut Abgeordnetem Zeillinger gerade mit diesem Datum "durchaus einverstanden" gewesen.³²

Am 25. Oktober 1965 beschloß der österreichische Nationalrat einstimmig, daß der 26. Oktober, als Tag, an welchem Österreich 1955 seine immerwährende Neutralität erklärt hatte, der Nationalfeiertag sein sollte.³³

"Bundesgesetz vom 25. Oktober 1965 über den österreichischen Nationalfeiertag Eingedenk der Tatsache, daß Österreich am 26. Oktober 1955 mit dem Bundesverfassungsgesetz BGBl. Nr. 211/1955 über die Neutralität Österreichs seinen Willen erklärt hat, für alle Zukunft und unter allen Umständen seine Unabhängigkeit zu wahren und sie mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen und in eben demselben Bundesverfassungsgesetz seine immerwährende Neutralität festgelegt hat, und in der Einsicht des damit bekundeten Willens, als dauernd neutraler Staat einen wertvollen Beitrag zum Frieden in der Welt leisten zu können, hat der Nationalrat beschlossen:

Artikel I

Der 26. Oktober ist Nationalfeiertag.

Artikel II

1) Der österreichische Nationalfeiertag wird im ganzen Bundesgebiet festlich begangen.

2) Die bundesgesetzlichen Bestimmungen über die Feiertagsruhe gelten für diesen Tag nicht.

Artikel III

1) Dieses Bundesgesetz tritt am 26. Oktober 1965 in Kraft.

2) Mit der Vollziehung dieses Bundesgesetzes ist die Bundesregierung betraut.“ In den erläuternden Bemerkungen zur Regierungsvorlage betreffend dieses Bundesgesetz über den österreichischen Nationalfeiertag wurde als Begründung für die Wahl dieses Datums hervorgehoben: “Der 26. Oktober eignet sich besonders als Nationalfeiertag, weil er der Gedenktag der ersten feierlichen Äußerung des Unabhängigkeitswillens der Republik Österreich nach Wiedererlangung ihrer vollen Souveränität und der Erklärung der immerwährenden Neutralität ist.”³⁴ Bundeskanzler Josef Klaus betonte in seiner Rede in der Sitzung des Nationalrates, daß “wir Österreicher in diesem starken Bekenntnis zur österreichischen Eigenstaatlichkeit keineswegs in den Nationalismus des 19. Jahrhunderts zurückfallen wollen.”³⁵

Schon in der Debatte im Nationalrat war besonders kritisiert worden, daß dem Nationalfeiertag nicht der Rang eines gesetzlichen Feiertages nach dem “Feiertagsruhegesetz” zuerkannt worden war, was bedeutete, daß dieser Tag vorerst weder arbeits- noch schulfrei war. Vor allem Vertreter der Wirtschaft hatten sich gegen einen zusätzlichen arbeitsfreien Tag ausgesprochen.³⁶ So wurde zunächst als Kompromiß ein Abtausch des Nationalfeiertages gegen einen kirchlichen Feiertag erwogen. Dies führte zu ablehnenden Reaktionen katholischer Kreise der Bevölkerung, und so konnte zunächst nur für das Jahr 1966 eine provisorische Lösung für den 26. Oktober als arbeitsfreien Tag zustandegebracht werden.³⁷ Erst 1967 wurde der 26. Oktober als Nationalfeiertag den gesetzlichen Feiertagen gleichgestellt.³⁸

Bei der Beschlußfassung dieses Gesetzes im Parlament, am 28. Juni 1967, brachten die Abgeordneten der FPÖ ihre Ablehnung der österreichischen Nation und damit auch eines österreichischen Nationalfeiertages, welche sie schon 1966 in der Debatte um das Feiertagsprovisorium geäußert hatten,³⁹ deutlich zum Ausdruck. Der damalige Abgeordnete der FPÖ Friedrich Peter eröffnete die Debatte mit folgender Stellungnahme:

“Die freiheitliche Fraktion bekennt sich zu einem Tag, der dem Gedenken des Vaterlandes gewidmet ist. Die freiheitliche Fraktion bekennt sich ebenso zu allen Maßnahmen, den Vaterlandsbegriff zu heben, zu festigen und ihn in den Herzen aller Staatsbürger zu verankern. In diesem Sinne bejaht die freiheitliche Fraktion einen Staatsfeiertag, der alle Bürger dieses Landes miteinander verbindet. Die freiheitliche Fraktion kann sich aber nicht zu einem sogenannten österreichischen Nationalfeiertag bekennen, der neue Gräben zwischen den Bevölkerungsteilen dieses Landes aufreißt. Die freiheitliche Fraktion kann sich darüber hinaus nicht zu einem österreichischen Nationalfeiertag bekennen, der nichts anderes als eine Abkehr von der historischen Wahrheit darstellt. Aus diesem Grunde sagt die freiheitliche Fraktion zum österreichischen Nationalfeiertag nein.”⁴⁰

So zeigte auch diese Diskussion, daß es eines der Wesensmerkmale des nationalen Bewußtwerdungsprozesses in Österreich ist, daß er in ständiger Konfrontation mit der pangermanistischen Ideologie⁴¹ verläuft. Das Vorhandensein eines stabilen österreichischen Nationalbewußtseins ist jedoch heute durch Meinungsumfragen hinreichend bestätigt.⁴² Der Prozeß der Nationsbildung seit 1945, der seine Wurzeln im Widerstand gegen den Nationalsozialismus hat,⁴³ ist nach einer neuen von Albert F. Reiterer u.a. vorgelegten Studie⁴⁴ gegenwär-

tig dadurch gekennzeichnet, "daß die Vergesellschaftung der Menschen und deren Integration nicht mehr durch nationale Appelle (selbst wenn diese gelegentlich zu hören sind), sondern primär durch andere Mechanismen – zum Beispiel dem Sachzwangargument – erreicht werden. Die Nation ist ein Bezugssystem neben anderen geworden. Nation ist auch nichts ewig Währendes und schon gar nichts biologisch Bedingtes, sondern Vergesellschaftungsinstrument, das Menschen Loyalität abverlangt."⁴⁵ Nation und Nationalbewußtsein sind nach Reiterer "nicht einfach ‚ideologische‘ Angelegenheiten. Ein Nationenbau gelingt nur auf der Basis wachsender Befriedigung der Grundbedürfnisse."⁴⁶ Besonders für die durch den gesellschaftlichen Wandel sich neu herausbildenden Mittel- und Unterschichten verliert demnach die Nation "ihre transzendente, das heißt, die gesellschaftliche Wirklichkeit übersteigende, Bedeutung. Die Konsensformel lautet nicht mehr: Ich gehöre zur Nation, weil ich stammverwandt bin. Sie kann nun verschieden lauten. Zum Beispiel: Ich bin Österreicher, weil und solange es mir in Österreich gut geht, und ich mich hier wohlfühle."⁴⁷

Nationales Bewußtsein bildet sich also nicht über beschwörende Appelle an Nationalfeiertagen heraus, sondern in einem steten Prozeß, der von der Summe der Erfahrungen der Menschen mit der Gesellschaft und dem Staat, in dem sie leben, bestimmt wird. Ernst Bruckmüller weist vor allem der Partizipation in allen gesellschaftlichen Bereichen eine zentrale Bedeutung zu: "Nicht die Herstellung größerer Gesellschaften, größerer Kommunikationsnetze schafft Nationen, sondern erst das aus dem Gefühl einer irgendwie erfolgreichen, irgendwie Sicherheit vermittelnden Teilnahme, Teilhabe, Mitarbeit und Mitentscheidung entstehende Zusammengehörigkeitsgefühl bietet die Basis für ein Nationalbewußtsein".⁴⁸

Eine wichtige Funktion für die Entwicklung des nationalen Selbstbewußtseins der Österreicher und Österreicherinnen hatten seit 1945 die nun schon historisch manifesten Erfahrungen der wirtschaftlichen und der politischen Lebensfähigkeit Österreichs als Kleinstaat. Die Erklärung der immerwährenden Neutralität im Bundesverfassungsgesetz vom 26. Oktober 1955 kann in ihrem Wert für den nationalen Bewußtwerdungsprozeß in Österreich gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, ermöglichte sie doch eine positive Identifikation mit der Rolle Österreichs als selbständiger Staat und erleichterte die Loslösung von nostalgischen Großmachtphantasien, Anschlußdenken und Zweifeln an der Lebensfähigkeit. Staatsvertrag und Neutralität sind zu Recht als "Geburtsurkunden des österreichischen Nationalbewußtseins"⁴⁹ zu bezeichnen. Insofern hat sich der Entschluß, die Erklärung der immerwährenden Neutralität zum historischen Bezugspunkt des österreichischen Nationalfeiertags zu machen, als richtig erwiesen.

¹ Unter "Staatsfeiertag" bzw. "Nationalfeiertag" ist fortan im Unterschied zu den "staatlichen Feiertagen", also den nach dem "Feiertagsruhegesetz" staatlich festgelegten Feiertagen, an denen die Arbeit zu ruhen hat (wie 1. Jänner, Ostermontag, 1. Mai, Christi Himmelfahrt, Pfingstmontag, Fronleichnam, 15. August, 1. November, 25. und 26. Dezember), jener Tag zu verstehen, an welchem auf das staatliche Selbstverständnis und nationale Identität Bezug genommen wird.

² Siehe dazu: Anton Staudinger, Durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben ...

Anmerkungen zur Funktion von Gedenktagen und zu grassierender Jubiläumshistorie. Manuskript im Druck.

³ Ernst Hanisch, Historische Überhänge in der österreichischen politischen Kultur. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 13(1984), S. 15–19

⁴ Staatsgesetzblatt 85. Stück Nr. 246/1919. Gesetz vom 25.4.1919 über die Erklärung des 12. November und des 1. Mai als allgemeine Ruhe- und Festtage. Zur Geschichte des 1. Mai siehe: 100 Jahre Zukunft. Zur Geschichte des 1. Mai, hrsg. V. Inge Marßolek, Frankfurt 1990 sowie: Harald Troch, Die Maifeiern der österreichischen Sozialdemokratie 1890 bis 1919, phil. Diss. Wien 1986

⁵ Sten. Protokolle der Konstituierenden Nationalversammlung, 11. Sitzung, 25. 11. 1919; 158 der Beilagen

⁶ Sten. Protokolle der Konstituierenden NV 11. Sitzung, 25. April 1919, S. 271

⁷ Ebenda, S. 273

⁸ Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien 1985, S. 467

⁹ BGBl. I, 249/1934, 71. Stück vom 27.4.1934

¹⁰ Arbeiter-Zeitung. Organ der österreichischen Sozialdemokratie, 1. Jg. Nr. 10, 30.4.1934

¹¹ Die Mairrede des Bundeskanzlers, Neue Freie Presse 2.5.1934

¹² Die Feier des 1. Mai in Wien. Neue Freie Presse, 2.5.1934 sowie: Die Feier des 1. Mai in Wien, Wiener Zeitung 25.4.1937

¹³ Volker Ullrich, Sozialismus, dein Reich komme. In: Die Zeit Nr. 18, 27.4.1990 S. 45 f, sowie 100 Jahre Zukunft. Zur Geschichte des 1. Mai, hrsg. V. Inge Marßolek, Frankfurt 1990

¹⁴ Der 1. Mai in Österreich. Arbeiter-Zeitung, 26.5.1937

¹⁵ Hilde Kammer, Elisebet Bartsch, Jugendlexikon Nationalsozialismus. Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933–1945, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 65

¹⁶ Egbert Mannlicher, Wegweiser durch die Verwaltung, Berlin, Leipzig, Wien 1942, S. 398

¹⁷ Verordnungsblatt des Bundesministeriums f. Unterricht Nr. 83/1955 vom 1.10.1955. Zitiert nach Leopold Rettinger, Die Schule der Zweiten Republik im Dienste der "Vergangenheitsbewältigung". Unveröff. Manuskript. Der Verfasser dankt Sektionschef i.R. Dr. Leopold Rettinger für die freundliche Überlassung sowie für eine Reihe hilfreicher Hinweise und Informationen.

¹⁸ Arbeiter-Zeitung, 26.10.1955

¹⁹ Wichtige Beschlüsse des Ministerrates, Wiener Zeitung 12.9.1956, S. 2

²⁰ Ebenda, S. 7 7

²¹ Z.B.: Tag der österreichischen Fahne, Wien 1956, 1959, 1962; sowie: Humanitas Austriaca. Feierstunde zum Tag der österreichischen Fahne, Wien 1964

²² Rettinger, S. 11

²³ Christina Potocnik, Der österreichische Nationalfeiertag – Nur mehr ein Tag der Fitnessmärsche? In: Zeitgeschichte 17 (10. 1989)1, S. 24

²⁴ Österreich: Land ohne Nationalfeiertag. In: Das Kleine Volksblatt 27.10.1961, S. 2

²⁵ Potocnik, S. 20 f.

²⁶ Georg Wagner, Von der Staatsidee zum Nationalbewußtsein (I) – Die Meinungsumfragen über die österreichische Nation 1956–1980 (II). In: Georg Wagner (Hrsg.), Österreich. Von der Staatsidee zum Nationalbewußtsein. Studien und Ansprachen, Wien 1982, S. 124 ff. Peter Diem, Durchbruch zur Nation. In: Österreichische Monatshefte 21 (1965)11, S. 17 f. Siehe dazu auch die Festrede von Nationalratspräsident Alfred Maleta: Österreichischer Nationalfeiertag. Festsitzung des Nationalrates und des Bundesrates der Republik Österreich am 26. Oktober 1965 aus Anlaß des österreichischen Nationalfeiertages, Wien 1965, S. 2

²⁷ Georg Wagner, Österreich – Zweite Republik. Zeitgeschichte und Bundesstaatstradition, Bd. 1, Wien 1983, S. 534

²⁸ Sten. Prot. des NR 10 GP 89. Sitzg., 25.10.1965, S. 4832 f.

²⁹ Staatsbewußtsein und Staatsfeiertag. In: Die Zukunft Nr. 3, 1965, Heft 6

³⁰ Potocnik, S. 25

³¹ ORF-Nachlese, Juli 1985, S. 27. Zit. nach: Gerhard Bisovsky, Johann Dvorak, Hans Safrian, Österreichische Identität zu Beginn der Zweiten Republik, Wien 1989, S. 5

³² Sten. Prot. d. NR 10. GP 89. Sitzg., 25.10.1965, S. 4843

³³ BGBl. 298/1965

³⁴ 880 der Beilagen zu den Sten. Protokollen des NR 10. GP, 17.9.1965

³⁵ Sten. Prot. des NR 10 GP, 89. Sitzg., 25.10.1965, S. 4828

³⁶ Sten. Prot. des NR 11 GP, 89. Sitzg., 19.10.1966, S. 2030, Rede des Abg. Dr. Josef Gruber (ÖVP) sowie Sten. Prot. des NR 11. GP 62. Sitzg., 28. Juli 1967, S. 4886, Rede des Abg. Stroer

³⁷ Sten. Prot. des NR 11. GP, 28. Sitzg., 19.10.1966, S. 2023 ff.

³⁸ BGBl. Nr. 263 und 264, 18.6.1967, 60. Stück

³⁹ Sten. Prot. des NR 11. GP, 28. Sitzg., 19.10.1966, S. 2024 ff.

⁴⁰ Sten. Prot. des NR 11. GP, 62. Sitzg., 28.6.1967, S. 4882. In der Debatte sprach der Abgeordnete Zeillinger bereits damals im Zusammenhang mit der österreichischen Nation von einer "Retortengeburt" (ebenda, S. 4899 und S. 4900), eine abschätzige Bezeichnung, welche in jüngster Zeit seitens führender FPÖ-Politiker und ihres Parteiorgans eine affektive Steigerung in Ausdrücken wie "ideologische Mißgeburt" und "Kastraten-Nation" fand. Siehe zu dieser Diskussion: FP-Chef Haider lehnt österreichische Nation als Mißgeburt ab, Kurier 19.8.1988, S. 2; Wirbel um freiheitliche "Mißgeburt", Standard 16./17.6.1990, S. 7; Entgegnung, Standard 4.9.1990, S. 1 und S. 6; Denkmalsturm an der Uni Wien? Neue Freie Zeitung Nr. 27, 5.7.1990, S. 1 und S. 2

⁴¹ Felix Kreissler, Der Österreicher und seine Nation. Ein Lernprozeß mit Hindernissen, Wien Graz Köln 1984, S. 538

⁴² Siehe dazu: Wagner, Österreich. Von der Staatsidee zum Nationalbewußtsein; Dr. Fessel & Co Institut für Meinungsforschung, Österreichbewußtsein 1987, mit einer historischen Einführung von Gerald Stourzh, Wien 1987; Erika Weinzierl, Österreichische Nation und österreichisches Nationalbewußtsein. In: Zeitgeschichte 17(1989)1, S. 44–62

⁴³ Weinzierl, S. 47 f.

⁴⁴ Albert F. Reiterer (Hrsg.), Nation und Nationalbewußtsein in Österreich. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Mit Beiträgen von Wilhelm Filla, Ludwig Flaschberger und Albert F. Reiterer, Wien 1988, S. 59

⁴⁵ Ebenda, S. 4

⁴⁶ Ebenda, S. VIII

⁴⁷ Ebenda, S. 46

⁴⁸ Ernst Bruckmüller, Nation Österreich, Wien, Köln, Graz, 1984, S. 220 f.

⁴⁹ Reiterer u.a. Nation und Nationalbewußtsein, S. 208

Peter Malina

Erlebte, erinnerte und gefeierte Geschichte: Überlegungen zur Wechselwirkung von offizieller Geschichtsschreibung und persönlichem Erinnern

1

Inszenierungen des Erinnerns:

„Jubiläisierung von Geschichte“

In den letzten beiden Jahrzehnten - zumindest seit der Waldheim-Debatte Mitte der 1980er Jahre – war der Rückblick von der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit dominiert. Im „Gedanken-Jahr“ 2005 trat diese Vergangenheit in den Hintergrund und konzentriert sich auf den Staatsvertrag des Jahres 1955. Kriegsende und Befreiung und die Gründung der Republik hatten bisher immer wieder zu Kontroversen („Besetzung“ oder „Befreiung“?) geführt. Der Staatsvertrag hingegen bot „allen“ Österreichern die Möglichkeit, sich befreit zu fühlen:

„Und genau das war die Funktion des Gedächtnisortes Staatsvertrag, die seit 1955 in Jubiläumsfeierlichkeiten immer wieder reproduziert wurde: die Überschreibung des kontroversiell beurteilten Jahres 1945 durch den konsensbestimmten historischen Bezugspunkt 1955“ [UHL, Europäische Tendenzen, regionale Verwerfungen 2005, 21].

Für Wolfgang Kos ist der Beginn der „Jubiläisierung“ der österreichischen Geschichte mit dem Jubel-Jahr 1955 markiert. Hier, nicht 1945 (wie in den Schulbüchern steht) hat alles angefangen:

„1955 war das Jahr, in dem die Anfänge der Zweiten Republik endgültig in die Vitrine gelegt werden konnten. Das erfolgreiche Styling des neuen Österreich-Bewusstseins erreichte nun, im verklärenden Zehnjahresabstand von Krieg, Kriegsende, Befreiung und Neubeginn, gewissermaßen die Dachgleiche. Was für die Wiedererlangung der Souveränität erforderlich war, wurde „entsprechend formuliert bzw. konstruiert und in die Auslage gestellt“ [Kos: Eigenheim Österreich 1994, 59].

Diese österreichische Variante der Erinnerung, die wesentlich durch ein Nicht-Erinnern geprägt gewesen ist, war die Voraussetzung dafür, dass über lange Zeit hinweg vergangenheitsbezogene Irritationen und Störungen vermieden werden konnten. Mit beträchtlichem Geschick ist man daran gegangen, die belastende Vergangenheit vergessen zu machen. Mit der militärischen Niederlage des Nationalsozialismus 1945 haben die damals politisch Verantwortlichen das „Vergessen“ geradezu zum politischen Programm gemacht: nicht mehr sollte an die Zeit des Nationalsozialismus gedacht, sondern nur mehr in die Zukunft geblickt und die Vergangenheit zurückgelassen werden.

Diese österreichische „Lebenslüge“ erlaubte es auch, in einem Akt bemerkenswerter politischer Bewusstlosigkeit einer Auseinandersetzung mit dem österreichischen „Faschismus“ und der ständestaatlichen Diktatur der Jahre 1933/34-1938 aus dem Wege zu gehen und die notwendigen gesellschaftspolitischen und personellen Konsequenzen nicht zu ziehen. Als in der Vorbereitung der antifaschistischen Ausstellung „Niemals vergessen!“ (1946) in dem vorgesehenen „Weiheraum“ als Opfer des Faschismus sowohl Karl Münichreiter, Kolomon Wallisch und Georg Weissel, aber auch Engelbert Dollfuss aufscheinen sollte, einigte man sich schliesslich darauf, keine Namen anzubringen, sondern diese in einer Begleitpublikation zum Katalog aufzulisten [Kos: Eigenheim Österreich, 35].

Nicht die „Geschichte“ (das heißt: die gerade eben noch Gegenwart gewesene nationalsozialistische Vergangenheit), sondern das „Hier und Jetzt“ standen im Vordergrund. Formale Fertigkeiten und Fähigkeiten sollten über das Mittun im NS-System hinwegsehen lassen. Bezeichnend dafür ist die Zusammensetzung der Mitarbeiter an der Ausstellung „Niemals vergessen!“ im Juli 1946:

„Graphiker, die an antibolschewistischen Ausstellungen der NS-Propaganda beteiligt gewesen waren, pinselten, klebten und montierten nun unter der Leitung des von einem kommunistischen Stadtrat eingesetzten Sozialisten Slama, der seinerseits 1927 ein legendäres Plakat für die Feier ‚Zehn Jahre Sowjetrusland‘ gestaltet hatte, an einer antifaschistischen Ausstellung“ [Kos: Eigenheim Österreich, 18].

Als Beispiel für die Kanonisierung dieses segmentierten Verständnisses der österreichischen Zeit-Geschichte hat Wolfgang Kos auf zwei zeitgenössische (1955 erschienene) Publikationen hingewiesen: Den Band „Österreich – Land im Aufstieg“ und die offizielle Gabe der Bundesregierung für die Schuljugend „Unser Österreich 1945-1955“. Für Kos sind die Illustrationen Carry Hausers zu der für die Schuljugend gedachten Publikation Ausdruck einer „rückwärtsgewandten Utopie“: „Er zeichnete Stationen des Zueinanderfindens, wie er sie wohl auch selbst gerne erlebt hätte. Er zeichnete die Ankunft in einem Paradies, von dem er genau wusste, dass es so nie existiert hatte“ [Kos: Eigenheim Österreich, 64].

Mit der militärischen Niederlage des Nationalsozialismus 1945 haben die damals politischen Verantwortlichen das „Vergessen“ geradezu zum politischen Programm gemacht: nicht mehr sollte an die Zeit des Nationalsozialismus gedacht, sondern nur mehr in die Zukunft geblickt und die Vergangenheit zurückgelassen werden. Die staatliche/öffentliche Präsentation von Geschichte ist nicht unerwartet eine Herausforderung auch für die Professionisten – Historiker und Historikerinnen. Brigitte Bailer-Galanda etwa hat gemeint, es gehe bei den österreichischen Jubiläen 2005 offenkundig wieder einmal darum,

"eine Suppe namens ‚Erfolgsgeschichte Österreich‘ zu brauen. Damit wird wieder der Mythos der Stunde null befördert. Dabei hat die zeitgeschichtliche Forschung seit geraumer Zeit nachgewiesen, dass diese einfach nicht stattgefunden hat. Wie denn auch? Was wäre das für eine massive Zäsur, bei der alles, was ‚nachher‘ geschehen ist, nichts mehr mit dem ‚vorher‘ zu tun hat?“ [Galanda: Gedankenjahr als „Ausblendungsprozess“].

2

Öffentliche und/oder private Geschichte:

„Der Rahmen der Erinnerung“

Das Interesse der Geschichtswissenschaft war bis vor gar nicht so langer Zeit auf Ereignis-, Fakten- und Datengeschichte konzentriert. Im Zuge der Neuorientierung der Geschichtswissenschaft hin zu einer Gedächtniswissenschaft wurde in den letzten Jahren allerdings immer deutlicher, dass es neben den lexikalischen Informationen über die Vergangenheit (dem Geschichts-„Lexikon“ der Fakten, Daten und Ereignisse) noch einen weiteren Erinnerungsraum als Basis für die Interpretation der Vergangenheit gibt. Dieser „andere“ Erlebnisbereich von Geschichte ist wesentlich geprägt durch die Weitergabe von Wissen durch Eltern, Grosseltern und Verwandte. Die Quellen der Erinnerung dieses Geschichts-„Albums“ sind nicht Lehrbücher, sondern lebensgeschichtliche Dokumente (Fotos, Briefe, persönliche Dokumente), die im privaten, nichtöffentlichen, familiären Bereich gesammelt und weitergegeben werden [Welzer/Moller/Tschuggnall: Opa war kein Nazi, 10].

Im Umgang mit zeitgeschichtlichen Erzählungen wird es daher notwendig sein, zur Kenntnis zu nehmen, dass in diesen persönlichen Erinnerungen Geschichte als sehr verschieden erlebt und erzählt wird. Die in ihnen offenkundig werdenden verschiedenen „Wahrheiten“ sind es, die (vor allem dann, wenn möglichst „exakte“, eindeutige Aussagen erwartet werden) eine widerspruchlose Akzeptanz so schwierig machen. Dazu kommt, dass mit der zeitlichen Distanz zu der erzählten Geschichte und der notwendiger Weise auch größer werdenden Distanz zwischen der Generation der Erzählenden und der Zuhörenden eine „Gefühlsluft“ entsteht, die ein Verstehen und Nachempfinden nicht unbedingt leichter macht.

Abhängig von Ort, Zeit, sozialem und ökonomischen Status derjenigen, um deren Erinnerung es gehen soll, wird das Ergebnis von Erinnerungsarbeit sehr verschieden ausfallen. Das heißt auch, dass „privaten“/nicht öffentlichen Erinnerungen nicht mit „offiziellen“ Erinnerungen/„Wissen“ über die Vergangenheit deckungsgleich sein und sich in vielen Fällen sogar sehr konträr entwickeln werden. Im privaten Leben ist anderes wichtig bzw. wichtiger als im öffentlichen, und manches wird anders – manchmal auch konträr – erinnert.

Öffentliches Erinnern geschieht im öffentlichen Raum und wird in die Öffentlichkeit hineingesprochen. Im „kulturellen Gedächtnis“ einer Gesellschaft ist festgehalten, was verbindlich über die Vergangenheit ausgesagt werden soll.

Das Ergebnis von individuell/privater wie kollektiv/öffentlicher Erinnerungsarbeit hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zu fragen ist:

* Wer erinnert sich zu welcher Zeit, in welchem gesellschaftlich-politischem Zusammenhang?

* Was wird zu welcher Zeit erinnert und was wird nicht erinnert, vergessen/verdrängt?

* Wo hat Erinnerung ihren Platz, in welchem Zusammenhang findet Erinnerung statt und welche Zielsetzungen und Konsequenzen ergeben sich?

Erinnerung beruht auf dem individuellen Vermögen, Spuren von früherem Geschehen zu behalten beziehungsweise zu rekonstruieren und diskursiv weiterzugeben:

„Durch die Wiederholung von aneinandergereihten Episoden bilden sich Zusammenhänge und Bewertungen heraus, deren narrative Grundstruktur in Kriegszeiten Überlebensgeschichten und in Friedenszeiten Erfolgsgeschichten bilden“ [Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung, 13].

Persönliche Erinnerungen und der Austausch der verschiedenen Geschichtserzählungen (und Geschichtsmýthen) sind die Basis für die öffentliche Erinnerungskultur:

„Aus der Interaktion von individuellen Erzählungen und kollektiven Stilisierungen entsteht durch Einbettung in längerfristige Überlieferungen die öffentliche Erinnerungskultur einer Gesellschaft, die darüber entscheidet, welche Ereignisse behalten und welche vergessen werden“ [Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung, 14].

Persönliche/private und öffentliche/kollektive Erinnerungen sind aufeinanderbezogen. Es liegt daher die Frage nahe, wie sich das Verhältnis zwischen individuellen Erinnerungen und ihren Bezugsrahmen gestaltet: „Besteht zwischen ihnen ein ähnliches Verhältnis wie etwa zwischen Bilderrahmen und den Bildern, die sie begrenzen?“ [Welzer/Moller/Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“, 134].

Im Verlaufe des Erinnerungsprozesses werden Gemeinsamkeiten des Erlebens hervorgehoben und Abweichungen langsam vergessen. Auf diese Weise bilden sich nach und nach gruppenspezifische Muster der Erinnerung heraus. Im Inneren schaffen formalisierte Narrative Solidarität zwischen den Mitgliedern der Erinnerungs-Gemeinschaft. Extern dient das Ergebnis der öffentlichen Erinnerungsarbeit meist zur Rechtfertigung von Sonderinteressen [Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung, 14].

Je nach dem Grad ihrer „Öffentlichkeit“ werden die Erinnerungen einer Gesellschaft verschieden strukturiert sein: Öffentliches/institutionalisiertes und nicht-öffentliches/„persönlicher“ Erinnern ist aufeinander bezogen und nur theoretisch im Sinne von „kollektiver“ bzw. „privater“ Erinnerung zu trennen. Ganz abgesehen davon, dass auch diejenigen, die öffentliches Erinnern inszenieren und in ihre institutionelle Stimme geben, dies nur auf dem Hintergrund auch ihrer eigenen/„privaten“ Lebensgeschichte tun können. Das gilt selbstverständlich auch für diejenigen, die sich mit den Ergebnissen der öffentlichen Geschichts-Inszenierungen auseinandersetzen. Auch Historiker/Historikerinnen haben ihre eigene Geschichte, auch sie sind geprägt durch ein spezifisches, sich veränderndes Vorverständnis, das wesentlich das Ergebnis ihrer Stellungnahmen bestimmt.

Lutz Niethammer hat in seinen Überlegungen zu den verschiedenen Formen von „Erinnerungs-Versuchen“ auf zwei Gedächtnisweisen aufmerksam gemacht, die für den Umgang mit Vergangenheit und die Rekonstruktion von Geschichte zu Geschichten charakteristisch sind:

„eine, die undebattierbare Wahrheiten und Zugehörigkeitsgefühle in die Zukunft vermittelt und auf Macht, soziale Akzeptanz und symbolische Formen gründet, und eine, die in die entgegengesetzte Richtung erinnert, was aus dem Bewusstsein und den etablierten Traditionen verbannt wurde, und danach fragt, warum dies geschah“ [Niethammer: Ego-Histoire? 165].

3

Auf der Suche nach unserer Geschichte:

„Wir sind Erinnerung“

Erinnerung ist individuell und gesellschaftliche bezogen zugleich: Ich bin es, der sich erinnert, aber ich erinnere mich im Zusammenhang meiner (privaten) Lebensgeschichte wie auch der von meinem Umfeld geschaffenen Erinnerungsangeboten. Im privaten Leben ist anderes wichtig/wichtiger als im öffentlichen, und manches wird anders – manchmal auch konträr – erinnert, und manches hat in der privaten Erinnerung auch keinen Platz. Als Dieter Bossmann vor vielen Jahren Kinder und Jugendliche (Schüler/Schülerinnen) bat, aufzuschreiben, was sie vom „Dritten Reich“ und Adolf Hitler wissen („Was ich über Adolf Hitler gehört habe“), mußte er feststellen, daß viele der Antworten einfach nicht mit dem schulischen Geschichts-Wissen in Deckung zu bringen war. Gleichzeitig aber hatte er zu akzeptieren, daß die Schüler/Schülerinnen genau gesehen sehr viel über Hitler „wußten“. Bossmann ging es damals nicht so sehr darum, Schul-Wissen abzufragen. Daher lautete seine Frage auch nicht: „Was ich über Adolf Hitler weiß“. Ihm ging es vor allem auch darum, die hinter den Fakten stehenden und zum großen Teil außerschulisch geprägten und erworbenen Werturteile und die aus ihnen resultierenden Einstellungen zu erkunden. Das Ergebnis der Befragung hat diese Vorgangsweise durchaus bestätigt. Als Quelle für ihr „Wissen“ gaben die Schüler und Schülerinnen unter anderem immer wieder ihren Opa oder ältere Leute an, die von der NS-Zeit erzählt hatten [Bossmann: „Was ich über Adolf Hitler gehört habe ...“, 12-13].

Auch wenn das gesellschaftliche/kollektive historische Wissen nicht immer mit dem offiziell anerkannten (und vorgeschriebenen) Wissens-Inhalten übereinstimmt, sind die im Alltag weitergegebenen Berichte über die Vergangenheit nicht so einfach als „Unwissen“ zu ignorieren. In der von Harald Welzer betreuten Studie „Opa war kein Nazi“, die sich mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust im Familiengedächtnis beschäftigt, läßt sich anhand vieler Gesprächsprotokolle zeigen, daß diese außerschulische Geschichtswissen einen wesentlichen Bestandteil des Wissens um und von Geschichte ausmacht: Kinder „wissen“ tatsächlich sehr viel von und über Geschichte, allerdings beziehen sie dieses Wissen aus sehr verschiedenen Quellen, wobei die Schule nur eine davon (und vielleicht gar nicht die wichtigste) ist [Welzer/Moller/Tschuggnal: Opa war kein Nazi, 9].

Professioneller Hochmut ist hier nicht am Platz. Nimmt die Geschichtswissenschaft sich selbst als „historische Sozialwissenschaft“ ernst, dann sind auch Ludolf Herbsts Überlegungen ernst zu nehmen:

„Der eigentliche Gegenstand des Historikers ist daher die Gesellschaft, in der er lebt. Für sie sucht er in der Vergangenheit nach Erklärungen. Der Sinn, den der Historiker der spezifischen Verknüpfung seiner gegenwärtigen Lebenswelt mit vergangenen Lebenswelten gibt, ist allerdings mehr als ein Deutungsangebot höchst flüchtiger Art. Die Geschichte selbst hat keinen Sinn, sondern sie offenbart immer nur den Sinn, der ihr beigemessen wird. Sinn macht daher in einem verallgemeinerungsfähigen Verständnis nur Sinnkritik“ [Herbst: Komplexität und Chaos, 42].

In der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geht es daher wesentlich auch darum, wer diese Vergangenheit zu „Geschichte“ konstruiert, also in wessen Händen die Deutungsmacht/Deutungs-Hoheit liegt. „Wir sind Erinnerung“ (englisch: „Searching for Memory“) hat Daniel L. Schacter seine umfassende Studie über „Gedächtnis und Persönlichkeit“ genannt. Das heißt: das was wir jetzt sind, die Welt, wie wir sie jetzt sehen, ist bestimmt durch die Erfahrungen, an die wir uns erinnern. Sie prägen und bestimmen unsere Weltsicht – jetzt. Allerdings: diese Erfahrungen können auch „falsch“ erinnert werden und müssen sich nicht immer mit den (überprüfbar)en Geschehnissen der Vergangenheit decken. So faszinierend die Kraft und die Macht des Gedächtnisses auch ist, so muß gleichzeitig auch festgestellt werden, daß auf Erinnerungen kein unbedingter Verlass ist. In letzter Zeit (so Schacter aus der Sicht der gehirmpsychologischen Forschung) ist das Gedächtnis in „Verruf“ geraten:

„Wir hören beunruhigende Berichte von falschen traumatischen Erinnerungen bei Therapiepatienten. Wir lesen merkwürdige Geschichten von Menschen, die sich in allen Einzelheiten an Entführungen durch Außerirdische erinnern. Und wir erfahren, daß Neurowissenschaftler einfache Methoden entwickelt haben, mit denen sie lebhaftere Erinnerungen an Ereignisse induzieren können, die nie stattgefunden haben!“ [Schacter: Wir sind Erinnerung, 18].

Entgegen dem auch in der Schule immer wieder vorgebrachten (durchaus verständlichen) Wunsch, Geschichte ein für alle mal, klar und deutungssicher darzustellen, ist festzuhalten: Was wir erinnern, hat - genau betrachtet - extrem wenig mit Vergangenheit zu tun. Der Rückgriff auf Vergangenes hilft uns allerdings, und in der Gegenwart zu orientieren. Unser Gedächtnis ist keineswegs das verlässliche Archiv, für das wir es gerne halten: Es wählt Eindrücke aus, ergänzt sie, formt sie neu, und zwar so, wie es für das Überleben in einer komplexen Welt nützlich ist [Martina Keller, „Das ganze Leben ist eine Erfindung“, ...]

Ein prominentes Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit ist die Bemerkung Arnold Schwarzeneggers, er habe in seiner Kindheit in der Steiermark russische Panzer gesehen. Nun: die Steiermark lag 1945 bis 1945 in der britischen Zone; und Österreich war damals gewiß nicht (und die britisch dominierte Steiermark auch nicht) „kommunistisch“. Dennoch ist in der Erinnerung Schwarzeneggers - so falsch sie auch sein mag – durchaus „richtiges“ enthalten, weil das von ihm (falsch) erinnerte historische Detail durchaus in sein Weltbild überaus „richtig“ passt.

4

Im Spiegelbild der Vergangenheit:

„Wenn die Erinnerung kommt ...“

Erinnerungen beziehen sich nicht auf ein Irgendwo, sondern auf sehr konkrete Erinnerungsorte. Nimmt man das Dictum von Sven Lindquist „Grabe, wo Du stehst“ wirklich ernst, heißt das nichts anderes, als daß sich Erinnerungsarbeit vor allem dort geschehen sollte, wo Geschichte erlebt und gelebt wird: vor Ort, im familiären Bereich, am Arbeitsplatz, in der unmittelbaren Lebenswelt. Für den französischen Historiker Pierre Nora sind Erinnerungsorte geographische, personale, literarische oder symbolische Kristallisationspunkte des kollektiven Gedächtnisses, an denen sich ein nationales Bewusstsein, eine (nationale) Identität festmachen läßt [<http://userpage.fu-berlin.de/~frankskb/>].

Auch Orte haben ein „Gedächtnis“ insofern, als sich an ihnen Erinnerungen festmachen lassen bzw. von ihnen erweckt/geweckt werden. Es gibt Heilige Orte und mystische Landschaften, exemplarische Gedächtnisorte (etwa „Jerusalem“), Gedenkort, in denen sich Erinnerungen verdichten (etwa Florenz), aber auch traumatische Orte (etwa Auschwitz) oder „Gedächtnisorte wider Willen“, wie zum Beispiel Berlin, das Bogdan Bogdanovic als ein „einziges Erinnerungsdepot“ bezeichnet hat [A. Assmann, Erinnerungsräume, 334].

Für die österreichische Zeitgeschichte ist ein solcher Erinnerungsort mit großer Sicherheit der „Heldenplatz“ in Wien (1938) oder das Bebevedere (1955). Allerdings ist zu fragen, ob dieser Platz tatsächlich für „alle“ Österreicher/Österreicherinnen in gleicher Weise auch Gültigkeit hat. Auf dem „Heldenplatz“ waren 1938 gewiß nicht „alle“ Österreicher/Österreicherinnen. Und auch im Bebevedere haben nicht „alle“ Österreicher zu dem Balkon geblickt, von dem der damalige Außenminister Figl verkündet haben soll: „Österreich ist frei!“ Viele werden zu diesem Zeitpunkt ganz woanders gewesen sein, und vielen wird mit großer Sicherheit damals auch anderes wichtiger gewesen sein, als das an diesen Orten sich kristallisierende politische Ereignis.

Für Harald Welzer hat das, was wir erinnern, extrem wenig mit der Vergangenheit zu tun: Der Rückgriff auf Vergangenes ist dafür da, dass wir uns in der Gegenwart orientieren. Das Gedächtnis ist nicht das verlässliche Archiv, für das wir es gerne halten. Es wählt Eindrücke aus, ergänzt sie, formt sie neu, und zwar so, wie es für das Überleben und die Orientierung in einer komplexen Welt nützlich ist [Welzer: Das Leben ist Erinnerung].

Erinnerungsarbeit ist immer ein schwieriges Unterfangen. Wenn die Erinnerung kommt, (so der Titel des Erinnerungsbuches von Saul Friedländer), wird zugleich auch viel Ungelöstes und Unerlöstes gegenwärtig, das sich gegen eine „exakte“ Wiedergabe sperrt:

„Es hat sehr lange gedauert, bis ich den Weg zu meiner eigenen Vergangenheit wiederfand. Die Erinnerung an die Ereignisse selbst konnte ich nicht vertreiben, doch wenn ich davon sprechen wollte oder wenn ich zur Feder griff, um sie zu beschreiben, war ich jedesmal wie gelähmt“ [Friedländer: Wenn die Erinnerung kommt, 108].

Literatur

Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München, 1999 (C.H. Beck Kulturwissenschaft).

Brigitte Bailer-Galanda: Gedankenjahr als „Ausblendungsprozess“]. Der Standard, 11.03.2005: <http://derstandard.at?url=/?id=1977697>.

Dieter Bossmann [Hrsg.]: "Was ich über Adolf Hitler gehört habe ...". Folgen eines Tabus: Auszüge aus Schüler-Aufsätzen von heute. Frankfurt/M., 1978 (Fischer-Taschenbücher. 1935).

Gert Dressel, Katharina Novy: 5 x Wien. Lebensgeschichte 1918-1945. Dokumentation zum Gesprächskreis im pensionistenheim Liebhartstal. Wien, 1995.

Saul Friedländer: Wenn die Erinnerung kommt. Frankfurt/M., 1991 (Fischer-taschenbuch. 10607).

Ludolf Herbst: Komplexität und Chaos. Grundzüge einer Theorie der Geschichte. München, 2004 (Becksche reihe. 1526).

Konrad Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz? In: Konrad H. Jarausch – Martin Sabrow (Hrsg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt. Frankfurt/M., New York, 2002, 9-37.

Martina Keller: „Das ganze Leben ist eine Erfindung. Harald Welzer hat nachgewiesen, wie wir unsere Erinnerung schönen. Jetzt erforscht er, wie das Gedächtnis entsteht. Die ZEIT, 18.03.2004: <http://www.zeit.de/2004/13/P-Welzer>

Wolfgang Kos: Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945. Wien, 1994.

Sven Lindquist: Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte. Berlin [u.a.] 1989 .

Daniel L. Schacter, Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit. Hamburg, 1999.

Heidmarie Uhl: Europäische Tendenzen, regionale Verwerfungen. Österreichs Gedächtnis und das Jubiläumsjahr 2005. In: „Heiß umfehdet, wild umstritten ...“. Geschichtsmymen in Rot-Weiß-Rot. 21. Katalog zur Sonderausstellung im Museum der Stadt Villach. 21. April – 30. Oktober 2005. Klagenfurt/Celovec, 2005, 21-26.

Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall (Hrsg.): Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. 4. Aufl. München, 2003 (Fischer-Taschenbuch. 15515).

Gert Dressel

Biografie(n) und Zeitgeschichtliche(n)

Kultur des Biografisierens

Anfang der 1990er Jahre starteten meine Kollegin Katharina Novy und ich in der Wiener Volkshochschule Hernals eine Geschichtswerkstatt zur Geschichte einer Straße im 17. Wiener Gemeindebezirk. Wir wollten ältere BewohnerInnen der Straße oder zumindest des Grätzls dazu gewinnen, von sich aus und aktiv daran mitzuwirken, eine Alltagsgeschichte der betreffenden Straße zu erforschen – freilich nach unseren sozialwissenschaftlichen Fragestellungen, die wir uns im Vorfeld erarbeitet hatten. Das ging einigermassen daneben. Nicht nur, dass die TeilnehmerInnen nach unseren ersten ausführlicheren Referaten über die soziale Struktur und die politischen Verhältnisse im 20. Jahrhundert der Werkstatt fernblieben – es waren ohnehin nur an einer Hand abzählbare Interessierte zu unserer Veranstaltung erschienen.

Was war geschehen? Bzw.: Was hatten wir unterlassen? Wir waren, wie die SystemtheoretikerInnen es nennen würden, nicht anschlussfähig. Wir hatten es versäumt, die Kommunikation zwischen uns „jungen“ ErwachsenenbildnerInnen bzw. HistorikerInnen und potenziell interessierten älteren Menschen des Grätzls so zu organisieren, dass Schnittstellen zwischen Lebenswelten, Denken und Bedürfnissen beider Seiten möglicher werden. Dieses Versäumnis fing schon damit an, dass wir die Termine der Geschichtswerkstatt – im Herbst und Winter noch dazu – zu einer spätnachmittäglichen Zeit ansetzten, an der es schon begann, draußen dunkel zu werden. Und es setzte sich damit fort, dass wir auch die wenigen TeilnehmerInnen damit vergraulten, dass zuallererst wir ihnen unser akademisches Wissen – in bester Tradition von Wissenschaftskommunikation – ausführlich unterbreiteten. Zeit und Raum für die Bedürfnisse und das Wissen der TeilnehmerInnen hatten wir zunächst nicht vorgesehen. Dabei besagen ja fast alle neuen Lehr-, Lern- und Bildungstheorien, dass ich als LehrendeR stets eine Phantasie darüber entwickeln muss, mit wem und mit welchen Wissens- und Erfahrungshintergünden ich es in einem Lehr- und Lernsetting zu tun habe – als eine Voraussetzung dafür, dass mein Wissensrepertoire von den Betreffenden in ihren jeweiligen Wissenspool integriert bzw. adaptiert werden kann.

Wenn man es dabei mit älteren Menschen zu tun hat und zu tun haben will, wenn man darüber hinaus die Zeitgeschichte in der betreffenden Veranstaltung thematisiert, ist inzwischen davon auszugehen, dass das Bedürfnis der TeilnehmerInnen an (auto-)biografischen Erzählungen ausgesprochen groß ist. Das hat damit zu tun, was für moderne und spätmoderne Gesellschaften sehr typisch ist: nämlich eine Kultur des Biografierens bzw. des lebensgeschichtlichen Erzählens. Wir alle kennen solche Halbsätze wie: „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass...“ oder: „Ich habe Erfahrungen gesammelt...“ Das gehört mittlerweile zum Standardrepertoire alltäglicher Kommunikation. Wir kennen alle das Biografisieren im Alltag: Man trifft sich mit FreundInnen, zuweilen aber mit bislang Unbekannten, man sitzt bei einem Café oder Wein, vielleicht auch im Zug, und im gemeinsamen Gespräch wird man immer wieder lebensgeschichtlich, und man erklärt sich vor sich selbst und den anderen. Und es ist nicht zufällig, dass es bereits seit Jahren am Buchmarkt einen regelrechten Autobiografien-Boom

gibt. Alle möglichen Prominenten müssen sich lebensgeschichtlich äußern. Aber es sind nicht nur die Prominenten, die sich öffentlich biografisch äußern sondern es sind auch und vor allem die vielen nicht-prominenten Arbeiterinnen und Arbeiter, Angehörige eines bäuerlichen Milieus, ehemals politisch Verfolgte und so weiter und so fort, die ihre Lebensgeschichte niederschreiben und zur Veröffentlichung bringen. Die „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“¹ an der Universität Wien beispielsweise erhält regelmäßig Post von Leuten, die ihre Lebensgeschichte veröffentlichen wollen. Und aus dem reichhaltigen Pool an lebensgeschichtlichen Texten (inzwischen über 3.000) dieses autobiografischen Archivs entsteht ja auch eine lebensgeschichtliche Buchreihe, die inzwischen weit mehr als fünfzig Bände aufweist.

Uns allen würden vermutlich noch eine Reihe weiterer alltäglicher und institutionalisierter Spuren dafür einfallen, die unterstreichen, dass das Biografisieren zu einer dominanten Kulturtechnik in unserer Gesellschaft geworden ist.

Das hat damit zu tun, dass, so der Biografieforscher Peter Alheit in Bezug auf den Soziologen Ulrich Beck, die Individuen „heute – offensichtlich mehr als je zuvor – die Balance zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Eigenarten selbst herstellen“ müssen (Alheit 1993, 354). Dies hat Konsequenzen.

Erstens: Gesellschaften haben sich in dem Sinne tendenziell individualisiert, als jede und jeder ein je spezifisches komplexes und dynamisches Ensemble von gesellschaftlichen Strukturierungen als Erfahrungen „in sich“ trägt. Das heißt ganz und gar nicht, dass kollektive bzw. soziale Kategorien an Bedeutung verloren hätten, dass ökonomische oder politische Strukturen nicht mehr existieren würden, aber sie sind undurchsichtiger und eindeutiger geworden. Deutschsprachige Menschen des 20. Jahrhunderts haben meist eine „brüchiges Leben“ erlebt (Sieder 1999): verschiedene politische Systeme, Kriegs- und Nachkriegszeiten, Migrationserfahrungen, sich verändernde Lebenswelten und Wertmaßstäbe (Milieu, Familie etc.).

Zweitens: Erfahrung kann zwar heißen: Bestätigung. Man sammelt Erfahrungen, die, weil wiederholend, dieses und jenes bestätigen (vgl. Koselleck 1988, 19f.). Aber Erfahrungen sind oft Differenz- oder Fremdheitserfahrungen: entweder in Bezug zu sich selbst (zu den vorherigen Erfahrungen) oder aber zu einem „Außen“. Das kann einerseits neue Handlungsräume für Individuen eröffnen. Andererseits können die vielen unterschiedlichen gesammelten Erfahrungen in Summe aber auch einen irritierenden Effekt haben, weil sie nicht mehr miteinander kompatibel sind. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat in seinem Buch "Der flexible Mensch" (Sennett 1998) Facetten von Biografien us-amerikanischer Arbeitnehmer präsentiert, die ihre Biografie nicht mehr erzählen können, zumindest können sie keine roten Fäden mehr ziehen, weil ihre Lebensgeschichte, ihre Erfahrungen in Summe zu fragmentiert und zu brüchig sind: permanenter Wohn- und Arbeitsplatzwechsel, auch der Wechsel der Branchen, in denen man arbeitet, damit auch der Wechsel der sozialen Kontakte und der kulturellen Logiken, mit denen man konfrontiert ist. Man bekommt das nicht mehr unter einen Hut. Und drittens: Das Verhältnis von Individuen und ihren jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Umwelten kann also in eine Schiefelage geraten. Das wiederum verlangt von den betreffenden AkteurInnen, neue oder modifizierte, jedenfalls sinnhafte Verknüpfungen zwischen sich selbst und „Gesellschaft“ herzustellen.

¹ <http://www.univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/Doku>

Nochmals das Zitat von Peter Alheit: Individuen müssen „heute – offensichtlich mehr als je zuvor – die Balance zwischen objektiven Anforderungen und subjektiven Eigenarten selbst herstellen“. Dieses Ausbalancieren zwischen sich selbst und Gesellschaft geschieht eben oft über ein Biografisieren. „Nicht nur, besonders aber in persönlichen und gesellschaftlichen Krisenzeiten und in sich vervielfachenden Lebenswelten ist dieses Sich-und-anderen-Erklären, warum das Leben so und nicht anders verlaufen ist, Notwendigkeit.“, schreibt die Wiener Ethnologin Klara Löffler (1999, 68).

Das trifft vor allem auf ältere Menschen zu, haben doch gerade sie aufgrund der vielen Dynamiken, Brüche und Neuanfänge des 20. Jahrhunderts das Bedürfnis, ihr Leben biografisch sortieren und Bilanz zu ziehen. Sie wollen sich gerade in ihrer vorletzten oder letzten Lebensphase noch einmal ihrer eigenen persönlichen Identität vergewissern (vgl. Blimlinger u.a. 1994).

Akzeptanz von Differenzen

Vergewisserung individueller Identität über lebensgeschichtliches Erinnern und Erzählen heißt nicht, dass dies ein ausschließlich individueller Akt ist – man muss sich immer in Beziehung setzen und in Deckung bringen mit Diskursen und Vorstellungen über das 20. Jahrhunderts, die die Gesellschaft, unter anderem ZeithistorikerInnen und ErwachsenenbildnerInnen, anbieten. Also auch wir müssen etwas in Deckung bringen, nämlich unser Wissen über Geschichte. Und dieses Vorhaben ist gar nicht so banal – sind wir doch, wenn wir es mit biografischen Erzählungen zu tun haben, zunächst einmal mit einer ausgesprochen Vielfalt und mit Differenzen konfrontiert. Und dies ist meines Erachtens die größte Herausforderung einer biografisch orientierten zeitgeschichtlichen Erwachsenenbildung mit älteren Menschen: die Herstellung einer Akzeptanz von Differenzen: erstens zwischen mir und den älteren Menschen. Wir mögen uns zwar oft mit biografischen Erfahrungen vieler identifizieren (bevorzugt mit Opfererfahrungen), mindestens genauso oft, stoßen uns aber Erinnerungen ab, finden die betreffenden Menschen unsympathisch (zum Beispiel aufgrund vermuteter vergangener Täterschaften). Und viele von uns wissen auch, dass biografisches Erzählen sich zu einer Geschwätzigkeit ausweiten kann, dass heutzutage Zeitzeugenschaft auch eine ausgesprochene Autorität für sich beansprucht, die eine distanziertere Analyse von Vergangenheit nicht mehr zulassen will und subjektives Erleben und Bewerten zum Allgemeinen erhebt. Um aber auch an uns weniger genehme „ZeitzeugInnen“ in einem biografisch-zeitgeschichtlichen Setting heranzukommen, muss man auch ihnen mit der gleichen Aufmerksamkeit und Neugierde entgegenkommen, auch mit ihnen in Beziehung treten, wie mit den uns Sympathischeren auch.

Ebenso anspruchsvoll ist es, zwischen den älteren Menschen selbst Akzeptanz für Differenzen herzustellen. Je nach Geschlecht, sozialer und regionaler Herkunft, je nach politischer Weltanschauung werden sich Menschen sehr unterschiedlich erinnern – auch an ein und dasselbe Ereignis. Die Ereignisse im April und Mai des Jahres 1945 wurden und werden ja von den einen als Befreiung, von denen anderen dagegen als Niederlage empfunden. Es geht nun nicht darum, diese Differenzen zu nivellieren – ganz im Gegenteil. Aber es geht darum, Differenzen hinsichtlich biografischer Erfahrungen und Bewertungen akzeptabel zu machen, und damit letztendlich auch deutlich zu machen, dass jede und jeder mit ihrer und seiner Biografie nur einen spezifischen Ausschnitt von Welt und Wirklichkeit repräsentiert.

Um diese Grundhaltung möglich zu machen, erfordert es, dass Menschen auch Raum und Zeit für eigenes biografisches Erinnern und Erzählen bekommen. Das kann über verschiedene Formen erfolgen – sogar in schriftlicher Weise. So haben Günter Müller und ich für die bereits erwähnte „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ heuer ein Projekt „1945 erinnern“ konzipiert², in dessen Rahmen (und mit Unterstützung von Radio Österreich 1) Menschen zu einem reflektierteren und schriftlichen Erinnern an Selbsterlebtes vor 60 Jahren angeregt werden sollen. Aber ein solches Vorhaben benötigt relativ Geld und Infrastruktur. Realistischer für die meisten ErwachsenenbildnerInnen erscheinen mir da vor allem lebensgeschichtliche Gesprächskreise, in denen sich ältere Menschen unmittelbar miteinander lebensgeschichtlich austauschen.

Thematisieren eigener biografischer Erfahrungen und Interaktionen – zum Beispiel in lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen

Biografische Gesprächskreise gibt es in Österreich seit den 1980er Jahren. Vor allem das „Modell Ottakring“ in Wien ist hier federführend gewesen (Blaumeiser u.a. 1988) – und haben viele andere dazu angeregt, ähnliche lebensgeschichtliche Erzählrunden zu organisieren. Grundsätzlich gibt es keinen Königsweg, weil das Format und die Methode eines Gesprächskreis stets davon abhängt, mit wem ich warum und wie lange arbeiten möchte (und welche Ressourcen ich zur Verfügung habe). Bevor man einen Gesprächskreis organisiert, sollte man bestimmte Fragen für sich selbst beantwortet haben. Man kann etwa einen Gesprächskreis zu einem ganz bestimmten Thema veranstalten, wie etwa im Wien Museum im Jahr 2005 geschehen zum Thema „Konsum“, dann bedarf es im jeden Fall einer vorherigen Selbstvergewisserung, welche Themen mir wichtig sind bzw. wichtig werden könnten, oder ich kann einen Gesprächskreis auch thematisch offen gestalten: Dann bedarf es allerdings relativ viel Zeit (und Ressourcen), um jeder Teilnehmerin und jeden Teilnehmer in einer mehr oder weniger personenzentrierten Zugangsweise die Möglichkeit zu geben, sich ausführlich ihrer und seiner jeweiligen Lebensgeschichte zu erinnern – woraus sich wiederum ganz bestimmte Themenschwerpunkte ergeben können. Ich kann Erzählungen darüber genießen – und darum es geht ja: dass man die TeilnehmerInnen zu biografischen Erzählungen animiert –, dass ich ihnen ausschließlich Fragen stelle (eher nicht welche von einer Art, dass man auf sie lediglich mit ja oder nein antworten kann). Ich kann aber auch Gegenstände, Fotos, Stichwörter und vieles andere als Erzählstimulanzen verwenden. In jedem Fall ist aber darauf zu achten, dass alle TeilnehmerInnen zu Wort kommen und differenten Sichtweisen Raum gegeben wird (unter anderem dadurch, dass man, nachdem ein Mann ausführlich über das Leben in den 1950er Jahren erzählt hat, dezidiert einer Frau das Wort gibt: „Wie haben Sie als Frau das damals erlebt?“) Das folgende Beispiel eines Gesprächskreises in den 1990er Jahren in einem Pensionistenheim in Wien-Ottakring ist in jedem Fall nur *ein* Beispiel dafür, wie man es auch machen kann.

Ein Beispiel

Aus dem Fiakso mit der Geschichtswerkstatt in Hernals hatten Katharina Novy und ich gelernt. Wir gingen in Folge zu den alten Menschen selbst – ins Pensionistenheim Liebhartstal und ließen das Thema zunächst offen (ausführlicher: Dressel/Novy 1995; Dressel 2000). Der

² <http://www.univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/Doku/Projekt1945.htm>

biografische Gesprächskreis fand zwischen 1993 und 1997 statt, zu Beginn trafen wir uns einmal wöchentlich, später zweiwöchentlich. Die TeilnehmerInnen des Kreises – eine Kerngruppe von ca. zehn Personen (vorwiegend Frauen) – waren allesamt BewohnerInnen des Heimes, und zu Beginn, also 1993, zwischen 72 und 86 Jahren alt. Im Gesprächskreis ist schließlich der Nationalsozialismus und die Verbindung zwischen Politik und Alltag zum inhaltlichen Fokus geworden. Das hat u. a. mit dem Gruppenprozess, unserer Gesprächsführung und mit der personellen Zusammensetzung des Kreises zu tun. Teilgenommen haben u. a. drei Jüdinnen, die auf verschiedene Art und Weise die Nazi-Zeit überlebt haben, sodann eine ehemals engagierte Sozialistin und schließlich einige ehemalige mehr oder minder aktive NSDAP-Mitglieder. Eine Nähe der Betreffenden zum Nationalsozialismus hat sich im Gesprächskreis erst im Verlauf der Zeit herausgestellt. Bei jenen, die Verfolgungserfahrungen während des Nationalsozialismus gemacht hatten, war dies, zum Teil zumindest, anders. So erzählte schon in der zweiten Sitzung des Kreises Hermine ziemlich ausführlich ihre Lebensgeschichte: ihre Kindheit im Ottakringer Arbeitermilieu, das Engagement in der Sozialistischen Jugend in der Zwischenkriegszeit, der Ehemann, der ein aktiver Februarkämpfer war, die gemeinsame Emigration in die UdSSR 1934, die Rückkehr nach Wien 1940, nachdem Zwillinge geboren worden waren, die sofortige Verhaftung des Ehemanns in Wien, seine Verschleppung nach Dachau und seinen Tod kurz vor der Befreiung; und sie erzählte auch über ihre Hilfeleistungen im Alltag für Jüdinnen und Juden in Wien zwischen 1940 und 1945. Hermine's ausführlichen Erzählungen wirkten als Katalysator vor allem für die Jüdinnen: Hier erzählte jemand ausführlich über Opfererfahrungen im Nationalsozialismus, über die eigenen aber auch über die von anderen, eben z. B. über sich vor der Gestapo versteckende Jüdinnen und Juden in Wien. Nach dieser Sitzung mit den ausführlichen Erzählungen Hermine's kam eine andere Teilnehmerin zu uns und sagte: „I bin ja a Jüdin“. Bei unserer Vorstellungsrunde eine Woche zuvor hatte sie das noch verschwiegen; eine weitere Frau kam einige Sitzungen später zu uns und sagte das gleiche, wollte ihre jüdische Identität aber zunächst noch nicht der Gruppe eröffnen. (Später hat sie es dann doch getan und sehr ausführlich über ihr Leben erzählt.)

Wir als ModeratorInnen haben die Themen „Nationalsozialismus“ und „Zweiter Weltkrieg“ sehr rasch aufgegriffen, nicht, indem wir über Monate hinweg jede Sitzung unter diese beiden Schlagwörter gestellt hätten, sondern indem wir gerade bzgl. der Erfahrungen in den dreißiger und vierziger Jahren vorsichtig aber doch dezidiert nachgefragt haben. Unsere Gesprächsführung war meines Erachtens ein weiterer Katalysator für das Was und Wie des Erzählten wie auch für den sich entwickelnden Umgang der alten Menschen untereinander, für eine spezifische Gruppenkultur mit je eigenen (positiven) Regeln. Man könnte unsere Gesprächsführung als eine weitgehend personenzentrierte bezeichnen. Das heißt: Wir haben jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer Raum und Zeit gegeben haben, ausführlich die eigene Biografie zu rekonstruieren, nicht vorschnell ein Gruppengespräch zu beginnen, sondern länger bei einer Person zu verweilen; und wir haben in einer bestimmten Form nachgefragt, nicht beispielsweise mit Warumfragen, die zu Erklärungen, Rechtfertigungen aber zu keinen Geschichten motivieren, sondern eben mit Fragen wie: „Können Sie ein Erlebnis dazu berichten?“ Oder: „Wie haben Sie, als dieses Ereignis war, gemacht?“

Für diese Gesprächsführung spricht vielerlei. Erstens wird man so den Bedürfnissen alter Menschen eher gerecht, dass sie noch einmal rote Fäden durch ihre Lebensgeschichte

spannen; sie bekommen vor sich selbst und anderen ein Gesicht, eine Identität. Zweitens – und auf das Thema „Nationalsozialismus“ bezogen – wird gerade innerhalb so einer Gesprächsführung deutlicher, wo es bei den betreffenden Personen hakt, wo sie nicht mehr weiterkönnen, aber weiter wollen. Eben u. a. bei den jüdischen Teilnehmerinnen, die zunächst gar nichts in der Gruppe über ihre Erfahrungen im Nationalsozialismus erzählen wollten bzw. konnten – aus Angst vor den Reaktionen der anderen oder aufgrund des mit den eigenen biografischen Erfahrungen verbundenen Schmerzes. (Dies galt vor allem für eine jüdische Frau, Elisabeth, deren Erinnerung zu Beginn des Gesprächskreises überhaupt mit dem Jahre 1938 geendet und die erst langsam mit dem Jahr 1945 wieder begonnen hatten. Elisabeth war jene, die sich nach Hermines Erzählungen als Jüdin „outete“ – und das verbunden mit dem Satz, dass sie sich ja nicht mehr erinnern könne, dass sie das aber wolle.) Drittens sinkt mit einer solchen Gesprächsführung die Gefahr, dass die Gruppe sich eine gemeinsame kollektive Erinnerung zusammenkonstruiert, was oft in lebensgeschichtlichen Gesprächskreisen passiert. Und dies kann dann in die Richtung eines gemeinsamen kollektiven Opfermythos gehen, der mit der Konstruktion eines unpolitischen Durchschnittsalltags eines „ganz normalen Österreicher“ einhergeht, in dem für die Erfahrungen der Verfolgten kein Platz mehr ist. Mit einer personenzentrierten Gesprächsführung kommen gerade die Unterschiede zum Vorschein, gerade eben auch die Unterschiede bzgl. der Erfahrungen in und mit dem Nationalsozialismus (aber nicht nur dort, sondern ebenso hinsichtlich differenter Erfahrungen, die man als Mann oder Frau macht, oder als eine, die aus einem Arbeitermilieu kommt im Gegensatz zu jemanden, der eher in einem bürgerlichen Umfeld aufgewachsen ist.) Viertens kommt eine solche Gesprächsführung am ehesten dem entgegen, dass sich die erzählenden Personen auch als aktive Person begreifen können, die mitverantwortlich für ihr Leben ist. Aber man ist nicht ausschließlich alleine verantwortlich, man ist stets in einer gesellschaftlichen Stellung mit einer Fülle von Parametern, die beispielsweise eng mit dem sozialen Herkunftsmilieu, mit der Geschlechtszugehörigkeit oder eben mit dem weltanschaulichen Hintergrund zusammenhängen; dieses kann bedingt entlastend wirken. Fünftens schließlich und bezüglich einer Gesprächskultur: Mit so einer Gesprächsführung, mit den Geschichten, die erzählt werden, mit der Art der Fragen, die gestellt werden, wird das Hinhören, das Nachfragen, die Neugierde auf das Andere zur Norm gemacht, ebenso wie das Geschichten-Erzählen, das Erzählen von konkreten Erfahrungen aus dem eigenen Leben – und nicht der schnelle Kommentar, nicht die schnelle Reflexion, nicht die schnelle Abwehr und Rechtfertigung. Damit werden u. a. Bilder, die man voneinander hat und die Gespräche behindern, langsam aufgelöst. Solche Bilder determinieren gerade das Gespräch über Nationalsozialismus zwischen den Generationen, man könnte auch sagen zwischen „alt und jung“, wo sich das rechtfertigende Erzählen von alten Menschen allein schon daraus konstituiert, dass man mit Jüngeren konfrontiert ist, denen man von vornherein, vor jedem ersten Gespräch (und das ist ja nicht immer unbegründet) eine kritische bis kriminalistische Tendenz unterstellt.

Hinsichtlich einer notwendigen Erinnerungsarbeit der Täter hat die Psychotherapeutin Barbara Heimannsberg einmal gesagt: „Erinnerungsarbeit ist ein integrativer Prozess, bei dem Sinne, Denken und Fühlen zusammenwirken. Zur Wahrnehmen der Fakten und deren Folgen gehört die Wahrnehmung verschiedener Perspektiven, Einfühlung in die Seite der Opfer und in die Seite der Kriegsgegner von damals. Integrative Erinnerungsarbeit umfasst die

Wahrnehmung von Ereignissen, die Wahrnehmung deren emotionaler Bedeutung und die Empathie in fremde Wahrnehmungen, Bedeutungen und Gefühle.“ (Heimannsberg 1992, 23) Grundsätzlich hat sich der Gesprächskreis in diese Richtung entwickelt: Denn nachgefragt haben im Verlauf der Monate auch die teilnehmenden alten Menschen selbst, nachgefragt vor allem bei der Sozialistin und den Jüdinnen. Nachgefragt haben dabei vor allem die drei TeilnehmerInnen, von denen wir dann wussten, dass sie einmal mal dem Nationalsozialismus nahegestanden waren, eine auch noch mehr als das. Und sie haben nicht nur nachgefragt. Öfters gab es Situationen, wo nicht mehr gesprochen werden konnte, sondern wo ob der erinnerten Erfahrungen nur mehr Tränen flossen konnten – da wurde unterstützt, getröstet, da nahm man sich in die Arme. Und aus dem Kreis der TeilnehmerInnen heraus kam schließlich von einer ehemals mit dem Nationalsozialismus sympathisierenden Frau der Vorschlag, dass Elisabeth, jene jüdische Teilnehmerin mit den größten Erinnerungsschwierigkeiten und zugleich dem größten Erinnerungswillen, immer dann sofort stören solle, wenn ihr etwas einfällt. Denn gerade dann, wenn Elisabeth konkret Fragen gestellt wurden, setzte ihr Gedächtnis völlig aus, und ihr fiel oft nur dann etwas ein, wenn in Erzählungen anderer irgendein Stichwort fiel. Alle TeilnehmerInnen waren übrigens mit dem Vorschlag einverstanden. Und Elisabeth „störte“ dann auch immer wieder.

Im zunehmenden Maße erzählten schließlich auch die Belasteten, die ehemals NS-Nahen und Aktiven in der Gruppe, über ihre Verstrickungsgeschichten sowie über ihre Schuld, die sie mittlerweile ob ihrer eigenen Biografie empfunden haben. Gertrud beispielsweise, die im Alter von knapp 18 Jahren von ihrer Mutter verboten bekommen hatte, dass ein jüdischer Freund sie weiterhin hatte besuchen dürfen: „Ich hätt doch wenigstens sagen können: ‚Das kann man nicht machen! Der ist unser Freund seit soundsoviel Jahren!‘ Wir hätten ihm zumindest sagen können: ‚Komm zu einer Zeit, wo sicher niemand von der SS kommt (diese war im Haus einquartiert/G.D.)‘. Das hätt ich schon sagen können. Man wusste also sehr wohl, dass die Juden ausgeschlossen waren, eben zum Beispiel unser jüdischer Freund, der nicht mehr kommen durfte. Und es war so, dass viele es toleriert haben. Man hat halt schön weggeschaut, weil man zu feig war! Das wird natürlich heute verschwiegen. Keiner wird hingehen und sagen: ‚Na ja, wir waren halt zu feig!‘ Heute wird halt jeder irgendeinen Grund finden, damit er vor sich selbst nicht sagen muss: ‚Ich war zu feig, was dagegen zu tun!‘ Heute geniert man sich dafür, aber man kann es nicht mehr ändern. Aber wenn man's verdrängt, hat's auch keinen Sinn, weil so kann man's nie aufarbeiten, dass man eigentlich schäbig gehandelt hat.“

Der Gesprächskreis war ein Raum, in dem differente Erfahrungen und Emotionen ausgesprochen werden konnten, die vormals kaum hatten ausgesprochen oder erinnert werden können. Es war ein geschützter und entlastender Raum für jene zwei Gruppen – für ehemals Verfolgte wie für ehemals und mittlerweile gesprächswillige NationalsozialistInnen oder SympathisantInnen –, deren Erfahrungen und Erzählungen in Österreich so lange kein Gehör hatten finden können. „Für manche“, so sagte Hermine einmal, sei der Gesprächskreis sogar „fast so etwas wie eine Therapie gewesen. (...) Ich konnte so sprechen – obwohl es mir nicht gegeben ist, das Sprechen, aber ich konnte mich freisprechen von dem Ganzen, so wurde mir leichter (...) Ich konnte mich befreien von dem, was mich bedrückt. Ich konnte es mir von der Seele reden (...) Und so was gibt sehr viel, wenn man sprechen kann.“ Und ge-

rade die wechselseitige Akzeptanz – repräsentiert durch Menschen mit geradezu entgegengesetzten Erfahrungshintergründen – hatte dies möglich gemacht.

Literaturauswahl zu Biografie und biografischem Lernen:

Alheit, Peter: Transitorische Bildungsprozesse: Das „biographische Paradigma“ in der Weiterbildung. In: Mader, Wilhelm (Hg.): Weiterbildung und Gesellschaft. Theoretische Modelle und politische Perspektiven. Bremen 1993 (2.), 343-416.

Behrens-Cobet, Heidi/Norbert Reichling: Biographische Kommunikation. Lebensgeschichten im Repertoire der Erwachsenenbildung. Neuwied 1997.

Blaumeiser, Heinz: Altersrückblicke in modernen Zeiten. Zur Erinnerungsarbeit älterer Generationen. In: Spitaler, Herta/Verena Krawarik (Hg.): Mutter, der Himmel brennt... Kriegskinder erinnern sich. Wien/München 2004, 211-233.

Blaumeiser, Heinz/Eva Blimlinger/Ela Hornung/Margit Sturm/Elisabeth Wappelshammer: Ottakringer Lesebuch. Was hab' ich denn schon zu erzählen ... Lebensgeschichten, Wien u.a. 1988.

Blimlinger, Eva/Angelika Ertl/Ursula Koch-Straube/Elisabeth Wappelshammer: Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover 1994.

Buschmeyer, Hermann (Bearb.): Lebensgeschichte und Politik. Erinnern – Erzählen – Verstehen. Methodische Zugänge zum biographischen Lernen. Soest 1995.

Buschmeyer, Hermann/Heidi Behrens-Cobet (Bearb.): Biographisches Lernen. Erfahrungen und Reflexionen, hg. vom Landesinstitut für Schule und Weiterbildung. Soest 1990.

Dressel, Gert: Nationalsozialismus und Lebensgeschichten. Her-Ausstellen als Möglichkeit biographischer Erinnerungsarbeit. In: Muttenthaler, Roswitha/Herbert Posch/Eva S.-Sturm (Hg.): Seiteneingänge. Museumsidee & Ausstellungsweisen, Wien 2000b, 13-40.

Dressel, Gert/Katharina Novy: 5 x Wien. Lebensgeschichten 1918–1945. Wien 1995.

Ecarius, Jutta: Biographie, Lernen und Gesellschaft. Erziehungswissenschaftliche Überlegungen zu biographischem Lernen in sozialen Kontexten. In: Bohnsack, Ralf/Winfried Marotzki (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen 1998, 129-151.

Fuchs, Ulli/ Wolfgang Slapansky: Trümmer und Träume. Alltag in Favoriten 1945-1955. Wien 1991.

Haug, Frigga: Erinnerungsarbeit. Hamburg 1990.

Heimannsberg, Barbara/Christoph J. Schmidt (Hg.): Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie, erw.Neuausg.. Köln 1992.

- Hoerning, Erika u.a.: Biographieforschung und Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn/Obb. 1991.
- Kade, Sylvia: Altersbildung. Ziele und Konzepte. Frankfurt am Main 1994.
- Kohli, Martin: Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, Hans-Georg/Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988, 33-53.
- Koselleck, Reinhart: Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: Meier, Christian (Hg.): Historische Methode. München 1988, 13-61.
- Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999.
- Mitterauer, Michael/Peter Paul Kloss Hg.): Damit es nicht verloren geht... über 50 Bände. Wien u. a. 1983 – 2004.
- Müller, Günter: „Vielleicht hat es einen Sinn, dachte ich mir...“ Über Zugangsweisen zur populären Autobiographie am Beispiel der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ in Wien. In: Historische Anthropologie 5 (1997), 302-318.
- Osborn, Caroline/Pam Schweitzer/Angelika Trilling: Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen. Freiburg i.Br. 1997.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main/New York 1995.
- Ruhe, Hans Georg: Methoden der Biographiearbeit. Lebensgeschichte und Lebensbilanz in Therapie, Altenhilfe und Erwachsenenbildung. Weinheim/Basel 1998.
- Schlüter, Anne/Ines Schell-Kiehl (Hg.): Erfahrung mit Biographien. Tagungsdokumentation der Duisburger Tagung zum Thema „Erfahrung mit Biographien“. Bielefeld 2004.
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998.
- Sieder, Reinhard (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien 1999.
- Specht-Tomann, Monika: Erzähl mir dein Leben. Zuhören und Reden in Beratung und Begleitung. Düsseldorf/Zürich 2003.
- Theile, Elke: Biographiearbeit und Geschichtswerkstatt: Erfahrungen mit weiblichen Biographien. In: Schlüter, Anne/Ines Schell-Kiehl (Hg.): Erfahrung mit Biographien. Tagungsdokumentation der Duisburger Tagung zum Thema „Erfahrung mit Biographien“. Bielefeld 2004, 121-131.
- Wais, Mathias: Biographiearbeit und Lebensberatung. Krisen und Entwicklungschancen des Erwachsenen. Stuttgart 2002.

Liste der TeilnehmerInnen

HOL Margit Andrä	HS Irnfritz-Messern
Christl Bienert	
Mag. Brigitte Biff	
Franz Bittner	Forum Kath. EB
Wilhelm Dantine	Evangel. Akademie
Leopold Doppler	
Mag. Monika Erb	BHW NÖ
Mag. Daniela Fellinger	KUGA
Peter Franzwagner	
Hans Frühwirth	
Dr. Leopold Gassner	
Dr. Josef Germ	Langenzersdorfer Museen
Werner-Josef Grüner	BHW NÖ-Mödling
Josef Hadrbolec	VHS Mautern
Doris Helmberger	Die Furche
Prof. Roland P. Herold	
Brigitte Hochreiter	
Dr. Martin Hofer	Francisco-Josefinum
Reinhard Huber	
Mag. Theo Jakl	
Mag. Heide Jasser	Heimatomuseum Pottendorf
Dr. Martha Keil	Inst. für Geschichte der Juden in Österreich
Christian Köttl	
Dr. Margarete Kowall	Südwind
Christian Lackner	
Mag. Erhard Lesacher	
AR Rudolf Lhotka	BHW NÖ / ARGE Animation
Gurdrun Lhotka	BHW Kierling
Konsulent Franz Lugmayer	OÖ Landesregierung
Stefanie Maczjewski	
Rio Mäuerle	
Ing. Erwin Mayer	Kath. Bildungswerk Wien
Christian Mayrhofer	

DI Werner Moidl	Museums- und Bildungsverein Pitten
Martha Monsberger	HS-Harmannsdorf
Mag. Martin Neubauer	
Anton Philapitsch	
Dr. Werner Pohl	
Toni Rohrmoser	
Werner Routil	
Adalberta Ruttner	
Franz Schaden	
Mag. Edwin Scheer	Langenzersdorfer Museen
Maria Theresia Schindler	
Mag. Christian Schobel	F.E.N
Mag.Dr. Walter Schuster	Archiv der Stadt Linz
Notburger Smekal	
Gerhard Smekal	
Peter Steiner	
Prof. Eduard Stumpf	
Isabel Termini	Leitung Museumsdidaktik
Dr. Christine Teuschler	Bgld.VHS
Mag. Franz Vorderwinkler	
Helmut Wieser	
Dr. Marion Wisinger	Informationszentrum politische Bildung
Andrea Wippel	BHW NÖ
Josef Wittek	
Elfriede Wolschlager	